



Monika

Zeitschrift
für katholische Mütter
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-
vereinigungen Bayerns



Nr. 21 / 64. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauflieferungsort Augsburg

3. November 1932

Einkehr und Ausblick.

Das Auftreten Luthers
und seine Folgen für die Frauen.

Das tiefste und festeste Fundament für wahre Frauenwürde ist nur die wahre Religion. Wie erstaunlich vielseitig hat die von Christus gestiftete Kirche für die Frauen gesorgt! Unsere Artikel haben es einer nach dem andern in immer neuen Zügen dargelegt. Umgekehrt müssen wir auch feststellen, daß jeder tiefgehende Irrtum in der Religion auch die Wertschätzung der Frau zerstört oder wenigstens stört. Das sehen wir jetzt an dem großen Glaubensabfall des 16. Jahrhunderts, der durch Luther eingeleitet wurde.

Wir kämpfen hier nicht gegen Luther, sondern werden nur beweisen, daß jeder Abfall von der wahren Kirche unweigerlich zu einer Herabsetzung der Frauen und zu einer Verkümmern ihrer Persönlichkeitsrechte führen muß.

Luther war selbst der Meinung, daß er durch seine Lehre von der Ehe die Frau erst zu Ehren gebracht habe. Er pries tatsächlich die Ehe oft als einen hohen christlichen Stand mit warmen Worten. „Er beschreibt an hundert Stellen, wie die eheliche Verbindung für die Eheleute ein Sporn zu guten Werken sei, wie sie den Glauben schütze, die Liebe wecke, Zucht und Häuslichkeit nähre. Das Familienleben kann er mit den einnehmendsten Worten schildern, so daß ein familienloser Stand kaum mehr zur Geltung kommt“ (Grisar, Seite 454). Aber die Ehelehre Luthers ist voll innerer Widersprüche infolge des Hin- und Herschwankens des Urhebers.

Verhängnisvoll war es schon, daß Luther die Macht der Fürsten auf Kosten der Volksfreiheit begünstigte. Ferner hat er den „derben Naturalismus der Renaissance in seinen Schriften über Ehe und Geschlechtliches mit staunenerregender Freiheit gezüchtet“, ja selber in ekelhafter Weise in Gegenwart seiner Tischgenossen Zoten erzählt. Dadurch wurde schon die Ehre der Frauen gefährdet. Am schlimmsten aber wirkten sich fünf Grundirrtümer Luthers für die Frauen aus. Wir nehmen zu seinen Gunsten an, daß er die Folgen nicht ahnen konnte oder wenigstens nicht ahnte.

Der erste Grundfehler war die Verwerfung der Jungfräulichkeit der Priester und Ordensleute, trotz des klaren Wortes Christi: „Es gibt Ehelose, die um des Himmelreiches willen der Ehe entsagen. Wer es fassen kann, der fasse es.“ Im Jahre 1507 noch nannte er das Klosterleben „so ein fein geruhsam und göttlich Wesen“, nach seinem Abfall erklärte er die Ehelosigkeit für unmöglich und das Keuschheitsgelübde für ungültig. „Gottes Werke liegen eben so vor Augen, daß Weiber entweder zur Ehe oder zur Hurerei müssen gebraucht werden, oder man

mühte sie alle erwürgen.“ Wie schrecklich mußten solche Worte in den Ohren der Frauen klingen, besonders aber der Mädchen, die beim besten Willen außerstande waren zu heiraten! Die Anhänger Luthers forderten die Aufhebung der Frauenklöster auch aus direkter Geringschätzung der Frauennatur. Die Prediger von Augsburg schrieben: „Eine Weibsperson ist von Gemüt und Leib viel schwächer, verführlicher und beweglicher als eine Mannsperson. Nun steht aber ein blödes, fürwitziges Weib an der Spitze jedes Frauenklosters.“ Also, schlossen sie, mußten die Frauenklöster aufgehoben werden. Sie anerkannten dadurch, ohne es zu wollen, die große Hochachtung, die die katholische Kirche den Frauen entgegengebracht hatte.

Der erste Grundirrtum beruhte auf einem zweiten. Luther behauptete, der Geschlechtstrieb sei bei Mann und Frau unweidlich. „Wenn man in die Brunst kommt, vergift man alles.“ Weil aber der Trieb unüberwindlich sei, sei die Ehe für alle Menschen absolut notwendig. Er fand zwar auch lieblichere Worte für das eheliche Verhältnis. „Ein Weib ist ein freundlicher, holdseliger und kurzweiliger Gesell des Lebens. Weiber tragen Kinder und ziehen sie auf, regieren das Haus und teilen ordentlich aus, was ein Mann hineinschafft und erwirbt.“ Aber wie sehr war die Ehe herabgesetzt, wenn sie nur als Heilmittel für den überstarken Trieb angesehen wurde! Konnten denn die Eheleute standesgemäße Keuschheit üben, wenn die Ordensleute trotz der Gnade Gottes nicht den Trieb beherrschen konnten? Und nun erst die Ungleichheit der Beurteilung von Mann und Frau! Er sagte: „Der Leib fordert das Weib und bedarf desselben.“ Was aber soll geschehen, wenn der Begierde des Ehemannes das eine Weib nicht genügt oder wenn sie krank wird? Darf er dann eine zweite nehmen? Oder wenn die Frau sich verweigert? Was dann? Luther sagte für diesen Fall: „Darum muß hier weltliche Obrigkeit das Weib zwingen oder umbringen.“ Fast noch toller klingt sein Wort: „Sie ist Zeit, daß der Mann sage, willst du nicht, so will eine andere; will die Frau nicht, so komme die Magd.“ Man greift sich an den Kopf, wenn man das liest, und doch waren diese Gedanken einer grausamen männlichen Geschlechtsherrschaft direkte Folgerungen aus den Grundirrtümern Luthers.

Aus den letzten Sätzen ist schon der dritte Grundfehler erkennbar: die Ehe ist nach Luther auflösbar. Das war bei ihm konsequent, aber es widersprach dem klaren Wort des Herrn: „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen.“ Zwar warnte er vor der Scheidung, aber er anerkannte gleichzeitig viele Scheidungsgründe, zum Beispiel Ehebruch, böswilliges Verlassen, Gefährdung des Lebens und des Glaubens, Verwei-

1036a Grunert
R 101 Domstr. 8.

gerung der Ehepflicht, sogar schwere Krankheit. Dabei hat er „seinen bezüglichen Ausführungen noch die sonderbarsten Widersprüche eingemischt. Er verlangt das Urteil der Obrigkeit zur Gültigkeit der Trennung, und doch ist die Ehe schon zerrissen und heimlich als solche zu behandeln. Er gestattet dem einen Teil die Wiederverheiratung und verbietet sie zugleich dem andern. Im Gewissensgebiet läßt er Scheidungsgründe zu, die er öffentlich nicht verteidigen will usw. Solche Quellen der Verwirrung sind zahlreich“ (Grijar, Seite 457).

Sonderbar ist der vierte Grundirrtum seiner Ansichten über die Ehe. Einerseits pries er den Ehestand als den „allerheiligsten“ Stand, und anderseits löste er ihn von der Kirche, der doch das Heilige untersteht. Er hatte zuerst versucht, die Ehesachen mit seinen Predigern und Pfarrern irgendwie zu ordnen, aber die Vielheit der Fragen und der Widerspruch so vieler seiner Aufstellungen ließ den Versuch scheitern. Die zahllos vielen streitigen Fälle, die ihm vorgetragen wurden, machten ihm das Herz schwer. Da versteht man es, daß er die Ehesachen der weltlichen Gewalt des Staates unterstellte. Die Ehe ist ihm nur ein „weltlich Ding“. Weil aber in Deutschland das frauenfeindliche römische Recht Eingang gefunden hatte, bedeutete die Verweltlichung der Ehe eine stärkere Unterwerfung der Frau unter die Gewalt des Ehegatten.

Den schlimmsten Schlag gegen die Frauen führte Luther, indem er die allerheiligste Jungfrau und Gottesmutter von ihrem Ehrenplatze verdrängte. Wer vermag es zu ergründen, wieviel Ehrfurcht vor der Frau durch die Marienverehrung in den Männern des Mittelalters geweckt worden war! Und jetzt war keine Frau mehr in der Kirche der Neugläubigen zu finden, deren Würde jeden Mann auf die Knie zwang. Die Frauen hatten an Maria ihre erfolgreichste Schützerin eingebüßt.

Die schlimmen Konsequenzen der Lehren Luthers haben sich natürlich erst langsam ausgewirkt. Erst jetzt ziehen die Gegner der christlichen Kultur die letzten Folgerungen. Aber schon zu Lebzeiten Luthers häuften sich die Ruinen der Frauenkultur. Weil die Hausmutter im engsten Sinne als Ehefrau das Frauenideal der Neugläubigen wurde, war für sie die Lösung der Frauenfrage unmöglich geworden, weil man doch nicht jeder Frau die Gelegenheit zur Heirat bieten konnte. Die Reformation hat sogar die Zünfte im Kampfe gegen die Frauenarbeit unterstützt. Weil der Mutter- und Gattinberuf als einzige Frauenaufgabe galt, war die Bildung der Frau weit entrückt. Gelehrsamkeit war ihnen ganz verschlossen.

Als ein Anhänger Luthers die geschlechtlichen Vergehen der studierenden Jugend entschuldigen wollte, seufzte Luther: „Ei, sie lernen also das weibliche Geschlecht verachten!“ Hätte er doch die Besserung der sittlichen Mißstände in Einheit mit der Kirche versucht, er wäre zu einem Wohltäter der deutschen Frauenwelt geworden. Heute aber müssen die Frauen seufzen über die unheilvolle Saat, die er ausgestreut hat. Um so leuchtender tritt das Wirken der mittelalterlichen Kirche für die deutschen Frauen hervor.

B. Erasmi.

Ein großer Bischof und sein Elternhaus.

Am 20. Mai dieses Jahres waren es hundert Jahre, daß in Regensburg ein großer Bischof seine Augen für immer schloß. Es war dies Johann Michael Sailer, „der erste deutsche Volksbischof“, wie er kürzlich von einem katholischen Geschichtsschreiber genannt wurde. Als dieser im Jahre 1821 Bischof von Regensburg wurde, sah es nicht zum besten aus in der großen Diözese. Lauheit und Gleichgültigkeit herrschten, die Sitten lagen danieder. Die traurigen Zeiten der Aufklärung, die vielen Kriege und Wirrnisse der letzten Jahrzehnte hatten viel Unheil angerichtet. Und die Bischöfe, die bis dahin auf dem Stuhl des heiligen Emmeram saßen, waren meist Fürsten und große Herren gewesen, die keine Fühlung mit den breiten Schichten der Bevölkerung gehabt hatten, kein richtiges Verständnis für die religiösen Bedürfnisse der Bauern auf dem Lande und der Handwerker in den Städten.

Bischof Johann Michael Sailer aber war selbst ein Sohn des Volkes. Er kannte und liebte es, verstand seine Nöte und wußte den rechten Ton zu finden, der zum Herzen des Volkes drang. In den wenigen Jahren, in welchen es ihm vergönnt war, der Diözese vorzustehen, erreichte er viel, durch seine Predigten, seine Schriften, seine unermüdblichen Visitationsreisen, besonders aber durch das Beispiel seines heiligmäßigen Lebens.

Eines lag ihm besonders am Herzen: das war die Erneuerung der Familie im christlichen Geiste. War er sich doch wohl bewußt, daß alles von der Familie, der Keimzelle der menschlichen Gesellschaft abhängt. Er schreibt einmal: „Das gute Beispiel der Eltern ist der beste Katechismus der Kinder und der schönste Spiegel im Haus.“ Und ein anderes Mal: „Die christliche Familie ist die Kolonie des Unsterblichen im Lande des Sterblichen.“ In seinem letzten ergreifenden Hirtenbriefe findet er herrliche Worte über die christliche Ehe und christliche Kindererziehung. Kein Wunder. War doch seine eigene Kindheit und Jugend unter dem Schutz und Einfluß idealer Eltern gestanden, hatte er sie doch selbst genossen, die Segnungen eines echt christlichen Familienlebens. Er wußte, wie viel er seinem Vater, seiner Mutter verdankte. Am Abend seines Lebens schrieb er in seiner Selbstbiographie die schönen Worte: „Dank dir, geliebteste Mutter. Ewig bleib ich dein Schuldner. Sooft mir dein Blick, deine Gebärde, dein Wandeln vor mir, dein Leiden, dein Schweigen, dein Geben, dein Arbeiten, deine segnende Hand, dein stilles stetes Gebet ins Auge trat von den frühesten Jahren an, ward das ewige Leben das Gefühl der Religion, mir gleichsam neu eingeboren, und dies Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde töten. Es lebt noch in mir, dies ewige Leben, ob du gleich schon vor mehr als vierzig Jahren das Zeitliche verlassen hast.“

Am 17. November 1751 erblickte Bischof Sailer in dem Dörflein Aresing, unweit Schrobenhausen in Bayern, das Licht der Welt. Sein Vaterhaus war ein armes Hüttlein, wo Meister Andres Sailer — sein Vater — als fleißiger Schuster tätig war. Eine ganze Reihe Geschwister saß schon um den Tisch in der elterlichen Wohnstube, als Johann Michael als Jüngster in ihren Kreis eintrat. Schwer genug mag es den Eltern gewesen sein, die große Kinderschar aufzuziehen. Trotzdem herrschte volle Zufriedenheit in dem kleinen Hüttlein, jene Zufriedenheit, die die wahren Christen kennzeichnet. Vater Andres und seine Gattin verlangten nicht nach den Gütern dieser Welt, nach einem bequemen, sorgenfreien Leben. Zu tief war in ihren Herzen der Glaube verankert: dieses Leben ist ja nur ein Uebergang, eine Prüfungszeit, dort droben ist ja unsere Heimat. Der Vater freute sich tagtäglich, wenn er früh gesund zur Arbeit sich erheben konnte, und die Mutter dankte Gott, wenn sie täglich eine Schüssel Erdäpfel auf den Tisch zu stellen hatte, um ihre hungrigen Spätklein zu füttern.

„Geld, Besitz, Reichtum — was nützt das uns und unsern Kindern für die Ewigkeit?“, so mögen sie gedacht haben, die braven Schusters-eheleute von Aresing. „Ach, wenn doch alle Welt so genug hätte wie ich“, sagte der Vater allemal, wenn er sich von seinem bescheidenen Mahle erhob, und freudig stimmte er ein Dankgebet an. „Dem Sohne aber“, sagt Bischof Sailer, „war es oft, wenn er von Tisch ging, zumute, als wäre er in einer Kirche gewesen.“

Diese Seelenhaltung der Eltern, diese stille Zufriedenheit mit seinem Stande und seinen Verhältnissen ist von größter Wichtigkeit für die Erziehung der Kinder. Es heißt das nicht die Strebsamkeit unterbinden, es heißt dies nur die Dinge dieser Welt nach ihrem wahren Werte beurteilen lehren. In ewig unzufriedenen, über ihre beschränkten Verhältnisse nörgelnden Familien werden keine christlichen Charaktere erzogen.

Uebersaus anziehend berichtet Bischof Sailer über das Leben und Treiben in seinem Elternhause, in welchem der Vater von früh bis spät auf dem Schusterschemel saß, klopfte und nähte und zwischendurch immer noch Zeit fand, seinen Kindern gute Lehren zu erteilen, während die Mutter nach beendeter Hausarbeit sich an den Spinnrocken setzte und dann gern alle Kinder um sich versammelte. Während ihre Hände emsig werkten, erzählte sie ihnen Geschichten. Nicht Hexen- und Geistergeschichten, nicht Märchen von verwunschenen Prinzessinnen hörten die Kinder. Denn nur in der heiligen Geschichte war die fromme Mutter bewandert. So hörte der kleine Hans Michael vom Paradies und vom Baum des Lebens darin, von der Vertreibung aus ihm und dem Cherub, der mit flammendem Schwert es hütet, von den Patriarchen, die den wahren Glauben und das rechte Gebet bewahrten, von Moles und den Kindern Israels, von Christus endlich und seiner heiligen Mutter, von den Aposteln und Heiligen. Sie und da flocht auch der Vater ein Wort ein, und das machte den Kindern einen besonders tiefen Eindruck.

Der greise Pfarrherr von Aresing hatte die größte Freude mit den Schusterkindern, denn keines seiner andern Schüler war so wohlbewandert in der Heiligen Schrift wie diese.

Unter seinen Geschwistern stand dem kleinen Hans Michael seine Schwester Marianne am nächsten. Diese war um viele Jahre älter wie er, ein ernstes frommes Mädchen, welches später den Lehrer Seitz von Aresing, bei welchem Bischof Sailer den ersten Elementarunterricht erhielt, heiratete. Auch der Einfluß dieser ausgezeichneten Frau war von entscheidender Bedeutung für die geistige und seelische Entwicklung des großen Bischofs. Er hat dieser Schwester ein sehr schönes Denkmal gesetzt in einem Briefe, den er nach ihrem Tode

ihren verwaisten Kindern schrieb. Marianne war das Ebenbild seiner Mutter, so wie sie es gesehen und gelernt im Elternhaus, so hielt sie es auch in ihrem neuen Heim.

„Immer hatte sie eine Ermahnung für euch Kinder auf der Zunge, oder einen Wink für euch im Auge, oder eine Freude für euch im Herzen, oder eine Gabe für euch in der Hand...“, heißt es in dem Briefe. „Im Hause, im Stalle, auf dem Felde, in der Küche war sie die unermüdete Arbeiterin. Wie glänzte das Küchenpflaster, das ihre Hände putzten! Wie fleißig spannen ihre Finger am Flachse für euch, ihr Lieben, bis in die späten Nachtstunden, spannen noch in der letzten Lebenswoche — bis sie der Todesfinger berührte und ihren Lebensfaden abriß. Wieviel Abbruch konnte sie sich selber tun, um Sparpfennige zu sammeln, damit ihr, wenn ihr Gebein schon vermodert sein würde, noch Mutterpfennige von ihr hättet!... Die Nachbarschaft war ihr ein Heiligtum. Sie löschte keinen glimmenden Docht aus, schrie nicht auf der Gasse, ging so stille durchs Leben, wie sie aus der Welt ging. Die Zunge konnte sie regieren, sagte ihr Seelenführer, wie selten eine Frau auf Erden... Viele Szenen der Liebe treten mir aus meiner Jugendzeit in das Auge. Als ich noch ein Schulknabe in München war, konnte sie ihr Pfingstfest nicht feiern, ohne mich gesehen zu haben, ging allein zwölf Stunden weit und brachte mir Vatergrüße und Mutterbrot und ihr Schwesterherz mit... Und ihre Liebe war nicht nur goldtreu, sie war auch goldrein... Einmal, als sie mich in Ingolstadt besuchte und ich ihr ein Zwölfkreuzerstück (meinen ganzen Reichtum) aufdringen wollte und sie es nicht nehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte am Ende den Prozeß verlorengelassen — sie nahm meine Gabe nicht und ging wieder leer den weiten Weg nach Hause... Wenn mich die gelehrte, oder die politische, oder die militärische Welt einen Augenblick am Evangelium hätte irre machen können — ein Blick in das Herz meiner Schwester hätte mich wieder gläubig gemacht. Denn ich fand in ihr, was keine Politik, keine Gelehrsamkeit, keine Taktik, keine Weltreform geben kann — den Geist, den die Welt nicht geben kann, ich fand in ihr jenen Durst nach dem Ewigen, den nur die Ewigkeit stillen kann und wirklich stillt!“

Glücklich die Kindheit und Jugend, die zu solch idealen Frauengestalten aufblicken kann! Es nimmt uns nicht Wunder, daß Bischof Sailer in seinen Werken so viel Schönes über die christliche Mutter schreibt. Einige seiner schönsten Worte sind: „Hat Gott einen Altar im Herzen der Mutter, so hat er einen Tempel im ganzen Hause.“ Und einem Freunde, der sein frommes Mütterlein begraben hatte, schreibt er im Jahre 1812: „Der Anblick deiner heiligmähigen Mutter erneuerte mir immer all die großen Ideen von dem Beruf der Mutter. Mütter sind die heiligen Gefäße der Vorsehung, durch die den besseren Nachkommen die Keime des Guten in den zarten Keimen der Menschheit mit eingeboren werden sollen, sowie durch Mutterliebe großgezogen.“

Der Kaplan und der Schullehrer Seitz erkannten bald die hervorragende Begabung des kleinen Hans Michael und „sie wiederholten

beim Vater die kräftigsten Zusprüche, daß man ihn doch studieren lassen möchte“. Aber der Vater antwortete stets: „Ich meine, unseiner ist ein für allemal zu arm.“ Doch da war wieder die Mutter die Mutige. Freute sie sich doch des frommen Sinnes ihres Jüngsten. Sie ahnte wohl, daß hier ein Ruf Gottes vorlag, daß ihr Benjamin zum Dienste am Altare berufen sei. Sie wußte den Vater zu über-

reden, einmal mit dem Kleinen nach München zu gehen und doch zu versuchen, ihn bei guten, christlichen Leuten unterzubringen. So machte sich denn der brave Schustermeister mit dem Knaben auf den Weg, kaufte unterwegs ein paar Schnepfen und ging damit zum angesehenen Schullehrer Traunsteiner. „Herr Schulmeister“, sagte der gute Vater Sailer, freundlich dem Herrn auf die Schulter klopfend: „Hier bringe ich Euch meinen Hans Michel, Ihr müßt sein zweiter Vater sein, dafür verehere ich Euch diese zwei Schnepfen, mein Weib wird der Frau Schulmeisterin drei Kloben Flachse nachschicken.“

Diese Worte gefielen dem Schulmeister sehr gut. Der kleine Hans Michael blieb bei ihm. Daheim aber beteten ein treues Vaterherz und ein liebendes Mutterherz für das ferne Kind, allabendlich tauchten sie die Hand tief in den Weihbrunnen und spritzten das geweihte Wasser nach jener Richtung hin, wo die Stadt München lag, und baten um des Herrn Segen und Schutz für ihren Jüngsten. Und die Mutter fügte wohl noch immer leise hinzu: „Nimm ihn ganz fest an die Hand, lieber Herrgott, und führ ihn in dein Heiligtum.“ Und der liebe Gott hat sie erhört, die braven Eltern. Sie durften den Tag seiner Priesterweihe erleben, sie durften sich freuen des heiligen Seeleneifers und der Erfolge ihres geistlichen Sohnes.

Das Verhältnis des großen Bischofs zu den Seinen blieb immer das allerhöchste. Kardinal Diepenbrock schreibt von ihm: „Er, der im geistigen Verkehr mit den bedeutendsten und vornehmsten Männern seiner Zeit stand, blieb darum doch seinen schlichten ländlichen Verwandten innig verbunden. Alljährlich mußten einige ihn besuchen, wenn er nicht zu ihnen kam, er besiet sie auch brieflich in ihren kleinen Familienangelegenheiten, erkundigte sich nach allen Ereignissen in der Familie, als lebte er noch, ihresgleichen, in ihrer Mitte.“ Heute, hundert Jahre nach dem Tode des großen, frommen Volksbischofs, können wir nur beten: „Erwecke, o Herr, unserm Volke, das in so großer religiöser und sittlicher Not ist, viele solche edle fromme Mütter, solche brave Väter, wie es die Eltern Bischof Sailers

gewesen sind. Dann können wir ruhig in die Zukunft schauen, wenn sie auch noch so düster scheint.“

M. Fischer.

Nachbar Tod.

Von Friedr. C. Meyer.

Du ziehst mit . . .

Du bist uns von der Wiege an gefellt.

Schon wenn wir tastend gehn im ersten Schritt,
Bist du an unsrer Seite, wanderst mit,
Tagein, tagaus die Wanderstraße Welt.

Du ziehest mit im großen Zug der Waller.

Wohl kennt dich keiner, keiner in den Reihn,
Doch jeder weiß: Er kann dein Nachbar sein! —
Du bist der dunkle Weggefährte aller.

Wie Windeshauch . . .

Du dunkler Bote kommst uns allen.

Es ist kein Ruf um dich, kein Hallen,
Nicht Schritt und Schlag und Türenfallen.

Du kommst, wie Windeshauch aus Süden
Uns lind und leise kommst und sächelnd
Und winkst uns und weist lächelnd
Den letzten, stillen Pfad den Wandermüden.

Dieses Lebens . . .

Und dieses Lebens schmerzlich-süße Last
Wirft du uns nehmen, wie man ein Gewand
Von seinen Schultern nimmt mit leiser Hand,
Wenn wir dem andren Leben uns bereiten.

Und alles wird uns leise dann entgleiten,
Was einst uns wandernd an die Erde band:
Lust, Lächeln, Freude, Schmerz und Traurigkeiten.

Zum Schläfe nur . . .

Wir sagen Tod und Sterben und vergessen:
Zum Schläfe nur im Schatten der Zypressen
Empfängt die Erde unsre starren Glieder.

Wir sind wie Blumensaat in jenem Garten,
Wie Keime, die auf Gottes Ruf nur warten,
Zu schön'rem Frühling aufzulühen wieder. —
Zu solchem Schlaf nur legen wir uns nieder.

Wir stiegen aus dem Strom . . .

Wir stiegen aus dem Strome irgendwo
Und tauchen darin unter, wie wir kamen.
Wir sagen Vaterland und Heimat so
Wie einen fremden, ungewohnten Namen.

Und wandern eine Strecke wie im Traum
Zu jenem Strom zurück, dem wir entstiegen,
Und wissen eins nur: Hinter Zeit und Raum
Muß jene andre, ewige Heimat liegen.

Arme Seelen!

Wann der Ausdruck „Arme Seelen“ in Deutschland aufgefunden ist, läßt sich schlecht feststellen. Im Lateinischen wie in den romanischen Sprachen findet sich der Ausdruck nicht. Was mögen sich die mittelalterlichen Deutschen anfangs dabei gedacht haben, und was denkt man sich heute noch dabei? In den Büchern, die ich

einsam, fand ich: Arme Seelen heißen die Seelen im Fegfeuer. Damit ist wenig gewonnen. Warum heißen sie denn so? Sicher hat das Gemüt, das dem Deutschen besonders eigen ist, bei der Bildung des Ausdrucks mitgespielt. Warum „arm“? Grimms Wörterbuch vermutet: arm im Sinne von verurteilt: „armer Sünder“. Es mag sein, daß das Wort anfangs so verstanden worden ist. Heute verbinden wir ganz allgemein damit den Sinn von hilfsbedürftig, erbarmungswürdig, elend, verlassen. Man fühlt das noch am deutlichsten heraus aus der Sitte, eine Messe lesen zu lassen für eine unbekannte „Arme Seele, an die niemand auf Erden denkt“. An die meisten, sagt man, erinnern sich doch noch ihre Verwandten; aber jene, deren niemand gedenkt, die ist besonders arm, die ärmste der Armen Seelen. Sie ist von Gott, von der Welt und von sich selbst verlassen. Von Gott: er hat sie verurteilt. Von der Welt: diese hat sie vergessen. Von sich selbst: sie vermag für sich nichts als zu leiden, bis alles zu Ende ist. Nur die Dauer unterscheidet dann Hölle und Fegfeuer. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß eine solche Deutung, wenn sie vorkommt — und sie ist sehr populär —, auf ein Nebengeleiße, ja auf ein falsches Geleiße geraten ist.

Die Armen Seelen sind zunächst nicht dadurch „verarmt“, daß sie von dieser Welt geschieden sind; der Tod hat ihnen nichts entreißen können als das leibliche Leben. Alles geistige Eigentum ist ihnen geblieben. Alle Gnaden-Güter wie freilich auch alle Sündenschulden. Am allerwenigsten haben sie Gott verloren. Sie sind ihm auch nicht ferner gerückt, sondern näher. Von Gott kann man sich nur entfernen durch die Sünde. Neue Sündenschuld können die Jenseitigen, einerlei, ob im Fegfeuer oder in der Hölle, nicht mehr verwirken. Die Seelen des Fegfeuers sind von den Versuchungen des Leibes mit dessen Ablegung befreit, und der Geist befindet sich mit aller Sehnsucht auf dem Wege zu Gott, ohne noch durch kleine Anhänglichkeiten an andere Güter, wodurch die lässlichen Sünden entstehen, sich aufhalten zu lassen. Die Seelen im Reinigungsorte sind nicht ärmer geworden an Gott, sondern reicher.

Nicht nur von Gott verlassen, auch von sich selbst verlassen, sagt man. Verarmt an allem eigenen sittlichen Können, vermögen sie selbst nichts anderes mehr als einfach zu leiden und immer zu leiden, bis eben der letzte Heller durch Leiden bezahlt ist. Eine Breche ist ja nun in diesen düsteren Gedankenbau dadurch gelegt, daß wir diesen trostlosen Zustand durch unsere Hilfe abkürzen können. Aber ist es theologisch begründet, diesen Zustand so trostlos zu malen? Sind die Seelen, weil sie gar nichts mehr „verdienen“ können, auch von ihren sittlichen Kräften, die voll durch die Caritas oder heiligmachende Gnade mit Gott verbunden und übernatürlich erhöht sind, so ganz verlassen, daß sie selbst nicht einmal für sich beten können? Wenn Gott ihrer Verdienstmöglichkeit durch den Tod oder mit dem Tode frei, nicht gezwungen, eine Grenze setzte, ist ihnen dann nicht mehr eine Bitte möglich, die ja nie, wie Thomas bemerkt, sich auf eigenes Verdienst stützt, sondern vielmehr auf persönliche Bedürftigkeit und göttliche Barmherzigkeit? Sollte denn im Fegfeuer den begnadigten Gotteskindern — als solche müssen sie durchaus gedacht werden — nicht dasselbe möglich sein, was nach der Parabel Jesu sogar in der Hölle dem zu ewigen Feuerqualen verdamnten Prosser möglich war? Stellt man mit solcher Darstellung der Armen-Seelen-Armut das Fegfeuer nicht noch unter die Hölle? Nicht einmal also das Gebet gönnt der düstere Rigorismus den Seelen, die dessen so sehr bedürfen, schon um ihre Gnadenverbindung mit Gott zu betätigen. Rufen zu Gott, Klagen vor Gott, steigt doch, wie bei Christus am Kreuze, ganz von selbst und wie ungewollt aus der Seele auf!

Ein lichtvoller Gedanke und ein erfreulicher Fortschritt in der Fegfeuertheologie, die noch sehr der Abklärung bedarf, kommt zum Ausdruck in der heute weiterverbreiteten theologischen Meinung, daß die Seelen nicht nur für sich, sondern auch für uns beten können: Sie, die aus eigener Erfahrung in dem irdischen „Jammertal“ wissen,

wie mannigfach die Not der Menschen ist, und wie trotz allem doch auch so viele noch der Fürbitte würdig sind. Zwar hat Thomas einmal die flüchtige Bemerkung gemacht: „Sie sind nicht in der Lage der Bittenden, sondern der Hilfsbedürftigen“; aber es ist schwer zu sagen, wie er sich das denkt, jede weitere Begründung fehlt. Seine hingeworfene Bemerkung ist um so auffälliger, als er, wie schon gesagt, lehrt, daß die Seelen noch in gewisser Weise auf der Pilgerschaft (in via) leben, womit doch das Gebet so eng verknüpft ist. Andere Scholastiker, wie Suarez, Bellarmin, Alfons von Liguori und neuere Theologen nehmen mit mehr Grund an, daß die Seelen, wie für sich, so auch für uns beten können. In der frommen Gebetspraxis hat sich diese Meinung so verbreitet, daß sie fast überall wenigstens bekannt ist und die Gläubigen vielfach danach handeln. Manche beten gerade dann zu den „Armen Seelen“, wenn sie etwas ganz Dringliches und Angelegentliches auf dem Gemüte lasten fühlen. Gutberlet meint, daß nicht wenige der Seelen im Fegfeuer „weit größere Verdienste haben als viele der Seligen“ im Himmel, also Gott wesentlich näher stehen und gnädiger von ihm erhört werden als manche Heilige. Mag dem sein, wie ihm wolle: es ist eine der Vernunft wie dem Gemüt viel mehr zusagende Meinung, daß die Armen Seelen für sich wie für andere beten können, als daß sie es nicht können; mag sie vertreten, wer will. Die älteste Christenheit hat diese Ueberzeugung gleichsam aus dem katholischen Instinkt geschöpft und praktisch betätigt, indem sie die Verstorbenen, auch wenn sie nicht Märtyrer waren, um ihre Fürbitte anrief.

Aus „Das Fegfeuer“, ein christliches Trostbuch von Professor Bartmann. Zu beziehen durch die Buchhandlung Ludwig Muer in Donaueschingen.

Auf dem Friedhof der Mutterherzen.

Weit, weit draußen glänzt im Abendchein ein goldenes Tor! Frieden! Es spannt dies eine Wort sich im weiten Bogen über dem Tore, strahlend wie von tausend Diamanten.

Komm, du leidbeschwerte Mutter, wir wollen durch dieses Tor wandeln und den Frieden suchen! Bis wir die goldene Pforte erreichen, fallen schon die Schatten der Nacht über die Unrast der Erde und schaffen Ruhe. Unserem Auge leuchten des Mondes silberne Sichel und der Sterne freundliches Gespinnne. Uns umfängt ein Wald von himmeltreibenden Zypressen. Weiße Kreuzsteine schimmern zwischen den Stämmen hervor; und jeder steht über einem Mutterherzen, dessen letzter Schlag den Eingang in die ewige Heimat kündete. Hinter jedem Stein steht eine Zypresse, durch deren Geäst der leise Nachtwind streicht. Das gibt ein geheimnisvolles Flüstern und Raunen. Wahrhaftig, Wind und Bäume und Steine erzählen sich Geschichten, die Geschichten der Mutterherzen. Lächeln wir!

— — und ich weiß es noch, als sei es gestern gewesen, da ich mutwillig mit den weißen Vorhängen eines Fensters spielte und ein liebliches Knäblein koste, das in der Wiege lag. Das Herz der jungen Mutter schlug rascher vor wonnigem Glück, wenn sie sich über die Wiege beugte. Ich habe den Kleinen auch gesehen als frischen Knaben, der manchmal in Jugendart wild sein konnte, aber dann doch wieder der Mutter um den Hals fiel und tausendmal versicherte: „Mutter, ich hab' dich so lieb!“

Dann, nach Jahren, sah ich die Mutter einsam weinen. Ich suchte den Sohn, fand ihn aber nicht. Einmal wehte ich hinüber in die große, lustige Stadt. Dort saßen in einer Kneipe wüste Gesellen; der wüstensten einer war der Sohn jener Mutter. Da wußte ich ihre Tränen zu deuten. Oft bin ich in heimlichen Nächten zu dem Fenster geflogen, hinter dem einst das höchste Glück gewohnt hatte. Da sah ich, wie das Mutterherz in Qual vergehen wollte, wie es verzweifelt gewesen ist, wie es wieder mit dem Lenker der Geschichte rang um die Seele des unwürdigen und doch noch heißgeliebten Sohnes, wie es endlich in stiller Ergebung seufzte: „Herr, dein Wille geschehe!“



Arme Seelen. Von A. Brunner.

Und dann kam ein Brief, dessen Schrift von Reuetränen halb verwischt war. In dieser Stunde brach das Mutterherz. Es hatte sein schweres Leid durch Jahrzehnte still getragen, für die neue Freude war es zu schwach. Oder hatte der gütige Gott es nicht abscheiden lassen wollen ohne den Trost, das irrende Kind noch auf gutem Wege zu sehen?

Nach Monaten kam zu dieser Stätte, wo das Herz der leidgeprüften Mutter ruht, ein Mann, dessen Gesicht durchfurcht war von den wilden Stürmen des Lebens. Er sank am Grabhügel nieder, weinte bitterlich und sprach in Reuequal: „Mutter, heißgeliebte Mutter, wie konnte ich dein Herz so martern!“ Das Mutterherz mußte mit ihm wohl stumme Zwiesprache gehalten haben; denn nach langer Weile erhob sich der Mann, neuen Lebensmut im Auge und stillen Frieden im Herzen.“

Das war der Wind, der die bitter-süße Geschichte von Mutterglück und Mutterleid, von Irrung und Reue erzählt hat. Horch, auch die hohe Zypresse am nächsten Grabhügel spricht!

„Wenn ich auch weit hinausschauen kann über den Friedhof und bis zum Bach hinüber, so ist es mir doch verwehrt, in die Wohnstätten der Menschen zu schauen. Aber als das Mutterherz hier zu meinen Füßen gebettet wurde, habe ich einiges von seinen Schicksalen erfahren. Es waren zwei geschwähige Frauen im Trauerzuge, die tuschelten unter sich von einem hübschen Mädchen, das seiner Mutter das Herz abgedrückt habe. Es soll auch lieb und brav gewesen sein bis zu der Zeit, da der Hang nach Bergnügen seinen Sinn ganz gefangen nahm. Dann ging es unter in Puz und Tanz und Schande. Es hatten der Mutter Bitten und Tränen nichts gefruchtet, auch ihre zeitweilige Strenge war fehlgeschlagen. Schließlich kehrte die Tochter dem Elternhause den Rücken und ist seither verschollen. Die Mutter hat den Schlag nicht überwinden können. Ihr letztes Wort gewesen sein: „Mein Jesus, ich opfere dir mein Leben für die Seele meines Kindes.“ Dann sei sie mit einem stillen Lächeln auf den Lippen verschieden. Ich denke mir, das Lächeln wird wohl ein Engel hervorgezaubert haben, der ihr in letzter Minute die Gewißheit brachte, die Tochter werde noch wieder zurückfinden auf gute Wege. Das Herz der Mutter ruht jedenfalls still, ganz still; es hat gewiß den ewigen Frieden gefunden.“

Du weinst, liebe Freundin, im Andenken an fremdes Leid! Höre noch, was der Leichenstein auf jenem andern Hügel zu berichten weiß!

„Der rasche Wind und du, alte Zypresse, ihr habt mehr Erfahrung als ich, der ich erst seit Wochen hier stehe und gar keinen weiten Blick habe. Unter mir ruht aber ein Mutterherz, dessen Schicksale ich zwar nicht genau kenne, das aber auch gelitten hat. Es scheint überhaupt, als ob das Leid ein Erbteil der Mütter sei. Als das unter mir schlummernde Herz, dem ich manchmal mit meiner Last wehe zu tun vermeine, hier gebettet wurde, war ich nicht dabei. Die Männer, welche mich hier aufrichteten, sprachen von großem, häuslichem Unfrieden durch Schuld des Ehemannes der Frau, welcher ein ungetreuer, dem Trunke ergebener Mann gewesen sein soll. Die Frau sei stets ein Muster der Pflichttreue und Sanftmut gewesen. Sie habe gebetet, gemahnt und gefleht, aber alles nur, um schnöden Undank und viel Lieblosigkeit zu ernten. Vier Kinder hatte sie dem lieben Gott im zarten Alter zurückgeben müssen, hatte drum viel geweint und war doch auch froh gewesen, daß die Unschuld der Kleinen nicht im Gifthauch des häuslichen Lebens zerstört werden konnte. Das letzte, das fünfte Kindlein hat der liebe Gott nur geschickt, um die Mutter heimzurufen aus dem Jammertal der Erde in lichtere Höhen. Es ist klugerweise selbst mitgegangen und ruht nun im Arm und am Herzen der lieben Mutter. So ist beiden das letzte und schwerste Erdengeschick erspart geblieben, die furchtbare Stunde, da der gottvergessene Gatte und Vater das eigene Leben freiwillig von sich warf.“

Ob auf dem Friedhof der Mutterherzen ein Windhauch weht, ein Baum, ein Grabmal zu finden sind, die nichts wissen vom Leid

der Mütter oder die auch nur eine Mutter kennen, welche kein Leid getragen hat?

Laß uns wandern zu jener Gruppe von Trauerweiden dort, aus deren Mitte vom hohen Kreuze herab der Heiland mit ausgepannten Armen grüßt!

Was tust du, Mutter? Ich sehe dich das Kreuz umklammern. Aus deinen Augen springt ein Quell von Tränen. Deine Lippen flüstern ein heißes Gebet um Hilfe, um Geduld und Starkmut im eigenen, schweren Kummer. Nun bedarfst du meiner Führung nicht mehr. Ich lasse ein Mutterherz unbesorgt bei ihm, der seine Mutter so innig geliebt hat, die trotzdem so unendlich viel um ihn leiden mußte. Gehst du nachher allein durch das goldene Tor ins Alltagsleben zurück, dann werden dich die Engel der Kraft und des Friedens begleiten. Möge dein Herz bei ihm immer Trost suchen, wenn es von Sorge und nagendem Kummer bedrückt wird, bis es endlich Ruhe findet in ihm, der dann eines Mutterherzens ganzes Erdenleid in endlose Freude wandelt!

M. Holler.



Schäfers Morgenandacht. Von A. Brunner.

Die ungültige Ehe.

Von einer unwürdigen Eheschließung sind zu unterscheiden jene Eheschließungen, die unerlaubt und ungültig sind. Die Kirche hat als Verwalterin der heiligen Sakramente und als Hüterin der Ehe Ehehindernisse aufgestellt, die eine Eheschließung entweder unerlaubt machen und ihre Gültigkeit so lange hinausschieben, bis das Ehehindernis behoben ist oder das Eheband gar nicht zustande kommen lassen. Es gibt aufschiebende und trennende Ehehindernisse kirchlicher Art. (NB. Die Ehehindernisse bürgerlicher Art, des bürgerlichen Gesetzbuches, kommen hier nicht in Betracht.) Was sind aufschiebende Ehehindernisse? Solche gibt es mehrere.

1. Das einfache Gelübde der Jungfräulichkeit, das Gelübde, die höheren Weihen zu empfangen oder in den Ordensstand einzutreten. (Kirchliches Rechtsbuch, Kanon 1058.) Wer sich durch ein solches Gelübde gebunden hat und später aus irgendeinem Grund dennoch heiraten will, kann das nicht ohne weiteres, sondern muß sich von diesem Gelübde lösen lassen. Er soll den Beichtvater um Rat befragen, was zu tun ist, und vor der Verlobung, spätestens aber beim Brautexamen dem Seelsorger die Sachlage unterbreiten, damit die Angelegenheit geregelt wird. Sollte man sich erst nach vollzogener Eheschließung daran erinnern, so wende man sich ebenfalls an Beichtvater oder Seelsorger.

2. Verschiedenheit der christlichen Bekenntnisse. Zwischen Katholiken und getauften Nichtkatholiken ist die Ehe grundsätzlich verboten. Die Taufe beider Teile muß zunächst sicher feststehen. Die Kirche sieht Mischehen nicht gerne und warnt immer wieder davor und gibt Dispens nur, wenn entsprechende Sicherheiten gegeben sind: nämlich katholische Trauung, katholische Kindererziehung, moralische Sicherheit der Bürgschaften und ungehinderte Religionsübung des katholischen Ehepartners.

Es ist nun leider Tatsache, daß viele Mischehen kirchlich nicht zu Recht bestehen, weil sie ohne kirchlichen Dispens geschlossen worden sind, oder weil sich das Brautpaar nur protestantisch oder nur zivil trauen ließ, oder die katholische Kindererziehung nicht sicherstellte usw. Es mag wohl im einzelnen manche Mischehen geben, an denen nicht viel zu tabeln ist; aber im großen und ganzen schließen die Mischehen viele Gefahren in sich, und das Mischehenelend ist groß. Es ist den Katholiken verboten, ohne weiteres eine Mischehe einzugehen, und die Kirche hat die Verschiedenheit des christlichen Bekenntnisses als aufschiebendes Ehehindernis aufgestellt und neuerdings wieder schärfer betont. Seit Pfingsten 1918 verlangt die Kirche, daß alle Ehen, auch alle Mischehen der Katholiken vor dem zuständigen katholischen Priester geschlossen werden. Vor dieser Zeit wurden in Deutschland auch die nichtkatholischen Misch-

ehen kirchlich als gültig anerkannt. Hat ein Katholik seit Pfingsten 1918 eine Mischehe eingegangen (ohne katholische Trauung), mit akatholischer oder einer Ziviltrauung, oder ohne katholische Kindererziehung, so ist er vom Empfang der heiligen Sakramente ausgeschlossen. Er ist der Exkommunikation verfallen und er hat die Gewissenspflicht, die Sache kirchlich in Ordnung zu bringen. Der einfachste Weg ist, zu einem Beichtvater oder zum Seelsorger zu gehen, ihm den Fall vorzulegen und um nachträgliche Einholung der Dispens zu bitten, bzw. die katholische Kindererziehung sicherzustellen. Wer diese Forderungen der Kirche nicht erfüllen will, muß die Folgen tragen. Katholiken, die in ungültiger Ehe leben, bleiben vom Sakramentenempfang ausgeschlossen, und wenn sie ohne Zeichen der Reue sterben, auch vom kirchlichen Begräbnisse. Wenn eine katholische Frau, die in Mischehe lebt, zweifelt, ob ihre Ehe kirchlich zu Recht besteht oder nicht, oder wenn eine katholische Frau in ungültiger Mischehe lebt, ihre Kinder nicht mehr katholisch erziehen kann gegen den Willen des Mannes, aber von jetzt an ihre Eheangelegenheit kirchlich in Ordnung bringen will, so wende sie sich an den eigenen Seelsorger oder an einen Beichtvater um nähere Auskunft. Im einzelnen können die Fälle oft verschieden und eigenartig gelagert sein, so daß jeder Fall für sich behandelt sein will. Sehr schwierig gestaltet sich der Fall, wenn der nichtkatholische Ehepartner nicht dazu zu bewegen ist, die Forderungen des katholischen Ehepartners nachträglich zu berücksichtigen und zu erfüllen. Da gibt es oft jahre-, ja jahrzehntelange Kämpfe und bitterstes Herzeleid. Auch vor Ehen mit Katholiken, die von ihrem Glauben abgefallen sind, oder verbotenen Gesellschaften, wie zum Beispiel der Freimaurerei, angehören ohne formellen Austritt aus der Kirche wird nachdrücklich gewarnt und der Priester muß zuerst den Bischof befragen, bevor er eine solche Ehe einsegnet.

Es sei hier noch ausdrücklich angefügt, daß es verboten ist, vor oder nach der katholischen Trauung sich dem akatholischen Religionsdiener zur nochmaligen Trauung zu stellen. Selbstverständlich muß man sich bei dem zuständigen Standesbeamten einfinden, auch wenn er zufällig einem andern Bekenntnis angehört. Das ist keine religiöse Handlung.

3. Die gesetzliche Verwandtschaft. (Adoption.) Wer jemand an Kindesstatt angenommen hat, kann diesen Menschen nicht heiraten. Dies gilt als kirchliches Hindernis, wo es nach den bestehenden staatlichen Gesetzen ein Ehehindernis bildet (Kanon 1059). Im deutschen Reiche besteht dieses Hindernis und muß Dispens erbeten werden.

Wir kommen nun zu den trennenden Ehehindernissen. Sie heißen so, weil sie das Eheband gar nicht zustande kommen lassen und weil die Kirche entweder gar nicht dispensieren kann oder in der Regel aus höheren Gründen nicht davon dispensiert. Würde jemand trotz eines bestehenden trennenden Ehehindernisses eine Ehe eingehen, so wäre diese unerlaubt und ungültig. Das gibt die Fälle, in denen eine Ehe als nichtig erklärt werden kann, das heißt es wird festgestellt, daß sie nie zu Recht bestanden hat. Diese trennenden Ehehindernisse sind:

1. Das fehlende Alter. Nach kirchlichem Rechte muß der Mann das 16. Lebensjahr und die Frau das 14. Lebensjahr vollendet haben. Es sollen aber junge Leute von einer Ehe vor dem landesüblichen Alter abgehalten werden (Kanon 1067). In Deutschland darf nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ein Mann nicht vor Eintritt der Volljährigkeit und ein Mädchen nicht vor Vollendung des 16. Lebensjahres heiraten. Die einzelnen Landesgesetze sind verschieden.

2. Die Unfähigkeit zur Ehe. Dauernde und schon vor der Eheschließung bestehende Unfähigkeit eines Menschen, die Ehe zu vollziehen, macht eine Eheschließung schon nach dem Naturrechte ungültig; im Zweifelsfalle wende man sich an einen gewissenhaften Arzt.

3. Das bestehende Eheband. Wer einmal gültig verheiratet ist, kann keine zweite Ehe eingehen, solange die erste gültige Ehe nicht durch den Tod eines Ehepartners gelöst ist. Auch zivilrechtlich geschiedene Katholiken können also nicht wieder heiraten, solange der andere Ehepartner noch lebt, und ein lediger oder verwitweter oder geschiedener Katholik kann keinen geschiedenen Mann oder Frau eines anderen Bekenntnisses heiraten; denn auch die Ehen, welche zwischen Angehörigen anderer Bekenntnisse geschlossen werden, gelten bei unserer Kirche als unauflöslich. Eine neue Ehe ist nur erlaubt, wenn die Unauflöslichkeit der ersten Ehe rechtmäßig und sicher festgestellt ist. In Fällen der bürgerlichen Verschollenheitsklärung oder Todeserklärung ist die Sache an den Bischof zu berichten.

4. Die Ehe mit Ungetauften. Ungültig ist eine Ehe zwischen Katholiken und Ungetauften (Kanon 1070). (Zu den getauften Katholiken gehören auch jene, die vom Katholizismus abgefallen sind.) Von diesem Hindernis kann nur aus ganz schwerwiegenden Gründen nach geleisteten Sicherheiten vom Papst dispensiert werden.

5. Die höheren Weihen. Wer gültig die Weihe des Subdiaconates, des Diaconates und die Priesterweihe empfangen hat,

oder wer in einem Orden feierliche Gelübde abgelegt hat, kann keine kirchlich gültige Ehe eingehen (Kanon 1072 und 1073). Wer mit solchen gottgeweihten Personen eine Ehe eingeht, ist exkommuniziert. Wenn eine Ordensperson mit feierlichen Gelübden „säkularisiert“, das heißt in den weltlichen Stand zurückversetzt wird, kann sie heiraten. Für Priester wird in der Regel keine Dispens erteilt.

6. Raub oder Entführung. Wer seiner Willensfreiheit beraubt ist, kann keine gültige Ehe eingehen. Der Fall dürfte heute kaum noch vorkommen.

7. Das Verbrechen. Ehebruch mit dem Versprechen künftiger Heirat, Versuch zum Eingehen einer Zivilehe, bei Lebzeiten des rechtmäßigen Ehegatten; gemeinsam oder auf Anstiften vollbrachter Gattenmord sind trennende Ehehindernisse. Vom ersteren kann der Bischof dispensieren; vom letzteren nur der Papst.

8. Die Blutsverwandtschaft. Blutsverwandte in gerader Linie (ehelich oder unehelich) und in der Seitenlinie bis zum dritten Grade einschließlich (Kanon 1076) können einander nicht heiraten. Dispens wird nie erteilt in allen Graden der geraden Linie (also Großeltern, Eltern, Kinder, Enkel) und im ersten Grad der Seitenlinie (Geschwister). Schwägerschaft in der geraden Linie macht eine Ehe ungültig in allen Graden, in der Seitenlinie bis zum zweiten Grade einschließlich (Kanon 1077). Weil noch keine Schwägerschaft besteht, können zum Beispiel zwei leibliche Brüder zwei leibliche Schwestern heiraten.

9. Die öffentliche Ehrbarkeit. Sie ist ein Ehehindernis, das aus einer ungültigen Ehe sowie aus einem bekannten Konkubinat entsteht und die Ehe ungültig macht zwischen dem einen Teil und den Blutsverwandten des andern Teiles im ersten und zweiten Grad der geraden Linie (Kanon 1078). Ungültige Zivilehen begründen ebenfalls dieses Hindernis. Hiervon kann Dispens erteilt werden.

10. Die geistige Verwandtschaft. Sie besteht zwischen Täufling und Taufpate, zwischen Täufling und dem Spender der Taufe (Kanon 1079). Das Hindernis entsteht auch aus einer Nottaufe. Die Taufe muß sicher gültig sein. Auch hier kann Dispens erteilt werden.

11. Das Hindernis des Irrtums. Es besteht zunächst nur dann, wenn der eine Gatte dem Sklavenstand angehört und der andere dies nicht weiß. Das kommt also unter unsern Kulturverhältnissen nicht vor.

Ein Irrtum in der Person liegt nur dann vor, wenn zur Eheschließung ein anderer Mensch mitwirken würde als der, welchen man heiraten will (zum Beispiel Jakob, dem man die verheiratete Lia gab statt der Rachel). Da ist die Ehe ungültig, weil es am rechten Ehemillen gefehlt hat. Man wollte nicht den heiraten, der durch irgendeinen Betrug zur Stelle war, sondern einen ganz andern Menschen.

Jeder andere Irrtum, auch über wesentliche Dinge, und selbst eine arglistige Täuschung, macht die Ehe nicht ungültig.

Nun kommen wir zu einem noch sehr wichtigen Punkte, nämlich der Form der kirchlichen Eheschließung. Die Ehe der Katholiken muß geschlossen werden vor dem zuständigen Pfarrer oder Priester und zwei Zeugen. An diese Form der Eheschließung sind alle Katholiken gebunden. Sollte außerordentlicherweise der Pfarrer oder ein Priester etwa einen Monat lang nicht zu erreichen sein, zum Beispiel in Zeiten der Christenverfolgung wie neuestens in Rußland oder in Mexiko, so wäre in diesem Falle die gegenseitige Eheerklärung vor zwei Zeugen gültig. Ebenso in Todesgefahr, wenn kein Priester rechtzeitig herbeigeholt werden kann.

Auf den rechten Ehemillen müssen wir etwas näher eingehen. Die Ehe ist eine dauernde, bis zum Tode bestehende Lebensgemeinschaft, und ihr erster Zweck ist die Erzeugung und Erziehung von Nachkommenschaft. Wer also nicht den Willen hätte, eine dauernde Gemeinschaft zu begründen (sondern etwa eine Versuchsehe oder Zeitehe) oder wer das Kind ablehnt und entschlossen ist, Kinderlegen zu verhüten, hat den rechten Ehemillen nicht und empfängt das Sakrament ungültig. Eine mit solchen Vorbehalten geschlossene Ehe ist keine Ehe.

Was ist zu tun, wenn eine Ehe ungültig geschlossen wurde?

Da gibt es nur zwei Möglichkeiten für einen Katholiken. 1. Ist es möglich, das Hindernis durch Dispens zu beseitigen, so muß diese nachträglich eingeholt werden; oder war die Form nicht richtig, so muß sie wiederholt werden. Beim mangelnden Ehemillen kann der eine Gatte das stillschweigend für sich tun, falls der andere etwa nicht darum wissen sollte. Solche Fragen werden durch das zuständige Pfarramt am besten geklärt. Inzwischen dürfen die Eheleute aber nicht wie Eheleute leben, sondern wie Bruder und Schwester. Falls das Ehehindernis öffentlich bekannt ist, und somit öffentlich Uergernis gegeben wurde, muß die Wiedergutmachung des Schadens öffentlich

geschähen. Wenn nichts von der Ungültigkeit einer Ehe bekannt ist, kann ein Inordnungbringen der Ehe in aller Stille erfolgen. 2. Ist eine Beseitigung des Ehehindernisses nicht möglich, zum Beispiel bei schon bestehendem Eheband, so muß die eheliche Gemeinschaft aufgehoben werden. Solange das nicht geschieht, schließt sich der Katholik selbst aus der Kirche aus. Er hat kein Recht, die heiligen Sakramente zu empfangen. Tut er dies dennoch, so empfängt er sie eben unwürdig, und es wäre weit besser, er würde es unterlassen. — Bei Frauen trifft man es nicht selten, daß sie in solchen Fällen zu einem fremden Priester zur Beichte gehen; das falsche Eheverhältnis dabei verschweigen und sich dann vorkäufchen, sie hätten die Absolution empfangen. Den Geistlichen kann man täuschen; Gott aber nicht. Und Gott ist es, der die Sünden vergibt oder nicht. — Wenn ein Katholik, der in ungültiger Ehe lebt, ohne wahre Reue stirbt, ist er vom kirchlichen Begräbnis ausgeschlossen.

Das Wiederaufheben einer ungültigen Ehe mag oft recht schwer sein und große Opfer verlangen. Darum kann nicht oft und eindringlich genug vor dem Abschluß einer nicht ganz klaren und nicht ganz einwandfreien Ehe gewarnt werden. Der Wahn ist kurz — die Reu ist lang.

Die Armen Seelen vergessen keinen, der sich ihrer erbarmt.

Eine Novembermahnung.

Wenn wir das Leben frommer, heiligmähiger Menschen betrachten, finden wir, daß viele eine besondere Vorliebe für die Armen Seelen hatten. Lesen wir in ihren Aufzeichnungen, dann stoßen wir oft und oft auf Stellen, aus denen deutlich hervorgeht, welche dankbare Fürbitter die erlösten Seelen am Throne Gottes sind, wie sie den bedrängten Helfern auf Erden oft wunderbar die Liebe vergelken. Davon, daß die Armen Seelen auch heute noch keinen vergessen, der sich ihrer erbarmt, soll nachfolgende Begebenheit, deren Zeuge ich war, erzählen:

Die frühe Dämmerung eines Novemberabends senkte sich über ein Dörfchen im Alpenvorland, zu dem noch eine größere Torfsiedlung gehörte. Im Gemeindegemach des Schulhauses saßen einige Männer in lebhaftem Gespräch beisammen. „Hast es dem Hochwürdigen Herrn sag'n lass'n, Bürgermeister, daß wir gern seine Meinung auch no g'hört hätt'n, eh wir unterschreib'n? Er is an dreißig Jahr bei uns und wird uns am schlechtesten nit berat'n.“ Der Angeredete, ein stattlicher Mann, nickt. „Versteht sich, Zodelbauer, hab noch nie was B'onders unterschrieb'n, ohne seine Meinung g'hört z' hab'n, alle Augenblick muß er kommen.“ Marie, der gute Geist des Lehrhauses, riß gerade die Türe auf und mit einem: „Warum sitzt's denn no im Dunkeln?“, knipste sie das Licht an, gleichzeitig ließ sie den Pfarrer herein treten, der von den Anwesenden respektvoll, aber herzlich begrüßt wurde. Bald darauf klopfte es wieder. Auf das „Herz ein“ stand wieder Marie unter der Türe, dicht hinter ihr ein junger Bursche, der verlegen das Hütchen zwischen den Händen drehte. „Der Lois möcht unbedingt den hochwürdigen Herrn Pfarrer sprechen“, damit schob sie den Burschen in das Zimmer. Der geistliche Herr war aufgestanden und mit einem freundlichen: „Wo fehlt's denn, Lois?“, zog er ihn in das Bereich der Lampe. „Die Burgl tät recht schön bitten, daß der Herr Pfarrer heunt noch die Mutter versehen tät, seit heunt Mittag is ganz aus, und d' Burgl fürcht, daß d' Mutter den Morg'n nimmer derlebt.“ — „Ist's schon so schlimm, Lois?“ fragte der Geistliche. „Sie kann's bald nimmer der schnauf'n, d' Bäuerin, es is so viel hart zum Zuschau'n!“ entgegnete der Bursche. „Gut, ich gehe sofort, geh du zur Kirch' voraus,“ tröstete der Pfarrer. „Mit dem Mesner wird's was hab'n, Hochwür'd'n“, sagte der Bürgermeister, „den plagt wieder d' Gicht heunt den ganz'n Tag, d' Nebel spürt er z'viel.“ — „Wir dürfen aber die Schwaiglerin nicht so lange warten lassen, oft geht so eine Seele schneller heim, als man denkt, ich nehm den Lois als Begleiter, der ist nicht ungeschickt, war ja als Bub Ministrant, und heimzu komm ich schon allein.“

„Bei dem Nebel, na, Hochwür'den, da geh scho lieber i no mit“, mit diesen Worten erhebt sich ein kleines, aber kräftiges Bäuerlein, „i kenn 's Moor wie mei Westentasch'n, an jed'n Grab'n, a jed's Loch, aber Sie nit, und bei dem Nebel is nit zum Lach'n.“

„Dann vergelt's Gott, Zodelbauer, für den Dienst“, damit reicht der Geistliche dem viel kleineren Manne die Hand, „und nun laßt uns gehen.“

Still ist's in der Stube, nachdem die beiden gegangen. „So muß halt doch sterben, ohne ihren Buben“, unterbricht der Bürgermeister das Schweigen. „Und wie hat's auf ihn g'wart und wieviel hat's drum bet. I seh ihn no vor mir, den strammen, trotigen Burschen, wie er sei Pflichtteil g'fordert hat vom Anwesen für dös nichtsnutzige Frauenzimmer, dös ihm 'n Kopf verdreht hat. An hart'n

Schädel hat er g'habt, der Andres, just wie sei Vater selig, den biegt und bricht nix.“

Im Schwaiglerhof steht die Notburg am Fenster und horcht in die Dunkelheit hinaus. Wie gerne hätte sie dem guten Pfarrer diesen Weg heut erspart vom Dorf bis zu ihrem Hof, lag doch das unheimliche Moor dazwischen, und heut pfiß es besonders scharf über das sumpfige Land. Aber seit dem Spätnachmittag gefiel ihr die Mutter nimmer, da war sie die Sorge nimmer losgeworden, es könne zu End gehen. Das Herz krampft sich dem Mädchen zusammen vor Kummer. Arme Mutter! Deutlich steht jener Tag vor ihr, da der Andres die Türe krachend zugeschlagen und hohnlachend zurückgerufen hatte: „B'halt's Euern Senft und Segen, i kumm a ohne den aus, mi leht's nimmer, ihr zwei.“ Und warum all das? Weil Andres eine Frau ins Haus bringen wollte, die in der ganzen Gemeinde verrufen, der keine Ehe heilig war, vor der die Frauen scheu ihre Türen verschlossen hielten. Aber ihn hatte das bildhübsche Lärchen betört. Damals war die Mutter fest geblieben: „Entweder du laßt dies Frauenzimmer, oder du gehst von meim saubern Hof, da duld ich so was nit!“ Und er war gegangen. Mehr als sieben Jahr war das her, nie hatte man was vom Andres gehört. Und doch wußte die Burgl, wie sehr die Mutter nach dem Buben verlangte, wie sie für ihn gebetet hatte. Und nun mußte sie sterben und mußte den großen Kummer mit sich nehmen. Und sie selbst hatte den viel jüngeren Bruder doch so gern gehabt. Aufschluchzend barg Burgl ihr Gesicht in beiden Händen. „Burgl“, kam es leise vom Bette her. Das Mädchen fuhr herum und eilte auf die Kranke zu. Diese blickte in das tränennasse Gesicht und nickte, als wüßte sie, was das Mädchen bewegte. „Burgl — wir müß'n bet'n — so — wie wir's früher immer tan ham — wenn der Vater fort war — für die Armen Seelen — daß dem Bub'n 'n Weg zeigen — 's wird a böje Nacht heunt — i kenn's am Wind.“ Und die Burgl kniet und betet laut, leise bewegen sich die Lippen der Kranken.

An der Gabelung der Straße, die vom Dorf kommt und im Bogen um das Torfmoor bis zur Siedlung führt, und einem Pfad, der eine bedeutende Strecke abkürzt, steht ratlos ein Mann. Der scharfe Nordost fährt gierig in das dünne, fadenscheinige Gewand. Nun verläßt er die Straße und wendet sich dem Pfad zu. Er muß so schnell wie möglich zu seinem Ziele kommen. Vor ihm taucht ein Kindergesicht auf, so schmal und blaß — sein Kind, das keine Heimat g'habt hat und nie Mutterlieb empfunden hat — weil die Mutter verschwunden war, wie 's Geld zu End gangen is. Das treibt den Mann vorwärts, rascher, als es im Moor rasam ist, eilt er, von Angst gefoltert, die eigenen Kräfte möchten nicht mehr ausreichen für den Gang durch die eiskalte Novembernacht. Wie oft ist er im Geist diesen Weg gegangen, aber immer wieder hatte der Stolz in ihm sich gewehrt, als verlorener Sohn heimzukehren, und nun ist aller Trotz wie weggeblasen aus seinem Innern, nur eines steht darin riesengroß über alles andere hinausgewachsen: der Wunsch, seinem Kinde ein warmes Plätzchen zu schaffen, für sich selbst hatte er das schützende Dach der Heimat verwirkt, er will ja wieder den Kampf auf sich nehmen. Da — was war das? Ein Schritt und noch einer. Der Boden war nicht mehr fest, wie lange vielleicht schon, und er hatte es vor Gedanken gar nicht gemerkt. Er weiß, er ist vom Pfad abgekommen. Entsetzen ergreift ihn. Er bleibt stehen, denn er kennt die Gefahren des Torfmoores, jeder Schritt vorwärts kann sein Verderben sein. Aber er wird die Nacht nicht aushalten, Hunger und Kälte zerren an seinem Leib, der keine Widerstandsfähigkeit mehr besitzt. Dann ist's mit ihm vorbei. Hat er dazu die Mühseligkeiten all der Jahre ertragen, um nun hier liegenzubleiben? Wer sollte ihm in dieser Nacht im einsamen Moor Rettung bringen? Da konnte ihn nur ein Wunder retten! Wunder? Beten? Wie lange hatte er schon nicht mehr gebetet? Ob Gott ihn erhören würde um seines unschuldigen Kindes willen? Wie hatte doch die Mutter immer gelagt, wenn der Vater in dunkeln Winternächten, vom Handel in den umliegenden Ortschaften, den Weg durchs Moor machen mußte? „Kommt, Kinder, laßt uns für die Armen Seelen beten, daß sie den Vater richtig führen.“ Wenn er's nun auch versuchte? Ob sie ihm beistehen, wenn er wieder ansagen würde zu beten? Langsam falteten sich die vor Kälte zitternden Hände, und wie er es als Kind getan, kniet er auf den schwammig weichen Boden und betet. Ungereimt und ohne Formel betet er, aber aus reuigem, zerkrüschtem Herzen. Auf Sekunden taucht hin und wieder ein Stückchen des Moores aus dem qualmenden Grau der Nebelmassen auf, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Was war das? Hatte er nicht ganz deutlich ein Licht gesehen? Leben kommt in den fast erstarrten Körper des Verirrten, Hoffnung erfüllt ihn und wieder bange Zweifel. War es ein Irrlicht? Er ruft so laut er noch kann, immer und immer wieder. Das Herz schlägt ihm bis zum Halse. Hatte er sich nicht so oft den Tod gewünscht als einzigen Tröster? Aber nun weiß er, daß sich bei dem Gedanken, der Heimat so nahe

zu sein, ein bißchen Freude in seine todmüde Seele eingeschlichen hatte. So nah war er der Erfüllung gewesen, und nun? Noch einmal müht er sich, den peisenden Wind zu übertönen.

Schweigend schreiten zwei Männer, der Vorangehende mit einer Laterne, die Straße am Rande des Torfmoores entlang, dem Pfarrdorfe zu. Der Pfarrherr kommt mit seinem Begleiter vom Beresgang auf dem Schwaiglerhof. Tiefes Mitleid fühlt der eifrige Seelsorger mit der Mutter da draußen. Vier Söhne hatte er ihr begeben und den treuen Lebenskameraden. Nun starb sie und verzehrte sich in Sorge um den letzten Buben, den sie so treu behütet hatte.

Geistesmäßig tauchen ab und zu die Bäume, die die Straße zu beiden Seiten begrenzen, aus dem Nebel auf. Plötzlich bleibt der Mann mit der Laterne stehen.

Er horcht angestrengt in die Nacht. „Hochwürden — hat nit wer g'rufen?“ Beide stehen still. Da wieder der Laut. „Da is wer ins Moor g'rat'n, Gott sei ihm gnädig, in der Nacht.“ Der geistliche Herr faßt seinen Begleiter am Arm. „Jodelbauer, wir müssen schauen, ob wir nicht helfen können, Ihr kennt ja jeden Weg und Steg.“ Vereint rufen nun beide in die Nacht. „Hierher“, tönt es mit schwacher Stimme zurück. „Immer rufen, daß wir die Richtung finden!“ ruft der Geistliche zurück, und seinen Begleiter fassend, sagt er: „Vorwärts, Jodelbauer, der liebe Gott ist mit uns, gehen wir vorsichtig den Moorweg entlang, weit kann der Verirrte nicht vom Weg abgekommen sein, sonst wäre er in die im Herbst gezogenen Ablaufgräben gestürzt und verloren gewesen.“ Vorsichtig arbeiten sie sich immer vorwärts, immer noch tönen die Rufe, aber länger und länger werden die Pausen. Endlich — ganz nah müssen sie sein, und siehe, da tastet sich ihnen etwas entgegen. Fest greift der Jodelbauer zu und zieht den fast Erschöpften auf den festen Weg, hebt die Laterne und leuchtet in das abgekehrte Gesicht. „Dös — dös is ja der Schwaigler-Andres!“ Der Verirrte gibt keine Antwort, nun da

die Rettung da ist, kann er sich kaum mehr auf den Füßen halten. „Hochwürden — jekt is a Wunder g'seh'n“, damit macht der Jodelbauer seiner Ueberraschung Luft. „Recht hab't's, die Wege der Gnade Gottes sind wunderbar. Schnell jekt zum Schwaiglerhof.“ Langsam ging der Marsch vorwärts mit dem Erschöpften, aber je näher sie dem Hof kamen, desto mehr schienen seine Kräfte zu wachsen. Die Notburg nahm der Jodelbauer gleich bei Seite, als sie öffnete. „Burgl, richt was, was Leib und Seel wärmt. Der arm Bua kann's brauch'n“, und rasch erklärt er ihr alles.

Leise führt der Pfarrherr den Heimgekehrten in die matterleuchtete Krankenstube und nähert sich allein dem Bette. Doch, als hätte die Kranke trotz geschlossener Lider alles gesehen, wendet sie sich mühsam und die Augen suchen. „Schwaiglerin, Ihr habt Recht behalten, die Armen Seelen haben Euern Buben glücklich heimgeführt“, damit nimmt er Andres' kalte Hand und legt sie in die der Mutter, dann verläßt er leise das Zimmer.

Bis das erste Morgengrauen sich in die kleine Stube stahl, hielt die Schwaiglermutter die Hand ihres Buben in der ihren, die andere hielt die Burgl und strich von Zeit zu Zeit liebevoll über die noch immer kalte Hand des Bruders, so hatten sie es beide nicht gemerkt, wie sich das Mütterlein leise davongestohlen, nun durfte es ja gehen, der Andres hatte eine Heimat.

R. Fürst.

Allerseelen-Lichtlein.

Bei dem bloßen Wort Allerseelen fängt es bei mir jedesmal zu leuchten und zu funkeln an in jenem Dunkeltämmerlein, in welchem die Erinnerungen hinterlegt sind: die Allerseelen-Lichtlein flammen auf. Es war ein lieber, alter Familienbrauch, der leider in den letzten Jahren immer mehr abkommt.

Am Allerheiligenfest nach dem Gräberbesuch richtete Mutter uns Kindern die länglich-viereckigen Brettchen her, legte eine Anzahl weißer und roter sogenannter Pfennigkerzchen dazu, welche wir aufzukleben hatten. Dies waren lange, dünne Kerzenstengeln, welche sich, auf den Brettchen ziemlich nah aneinandergereiht und angezündet, wie ein Lichterwald ausnahmen. Nach dem Abendessen kam, von

seiner Schwester geführt, der „Blinde Karl“ zum Rosenkranz-vorbeten, uns stets aufs neue ein interessantes Ereignis. Nun zogen wir, der Blinde vom Vater geleitet, mit unseren Lichtlein in die Kapelle, das schönste und traueste Plätzchen unseres Elternhauses. Es war die reinste Lichterprozession nach Altötting, denn in der Kapelle thront wirklich die liebe, schwarze Gnadenmutter. Im Volk geht die Rede: ein neunmaliger Besuch in Sankt Ahas, das ist der Patron unseres Heiligtums, gelte soviel wie eine Wallfahrt nach Altötting. — Doch zurück zu den Lichtlein. Mittlerweile sind sie schon ein gut Stück heruntergebrannt — und die Kinder von damals müssen gut aufpassen, daß sie infolge der Hitze nicht schwach werden und umfallen! Das war ein wichtiges Geschäft! Und wenn dann gegen Ende des Rosenkranzes ein Kerzchen nach dem andern in sich zusammenjank und verlöschte, bedeutete es für uns: wieder ein Seelchen erlöst! Und zum Schluß dächte es uns eine gar stattliche Anzahl, die zum Himmel aufgeflogen war.

Freilich, aufrichtig gestanden, mit der Andacht war es nicht weit her bei unserm Erlösungsgeschäft, aber dennoch glaube ich, daß den lieben Gott unsere kind-

liche, vertrauensselige Annahme und Auffassung freute. Er weiß es ja, wie schwer es für so lebhaftes Geschöpflein ist, einen Rosenkranz still oder gar andächtig durchzuhalten.

Es ist gewiß nicht gut, wenn die Eltern darin einen gar zu großen Zwang ausüben. Liebe Mutter, rede du nach der Anweisung des heiligen Franz von Sales gern mit deinen Kindern von Gott, aber noch lieber mit Gott von deinen Kindern, und deine Sprößlinge werden fromme, brauchbare Christen werden, die Heiligen der Zukunft.

L. R.

„Mütterchen, erzähle!“

Das Quellenwunder.

Mit einem guten Freunde kletterte ich einmal ziellos in den Bergen seiner engeren Heimat umher, und wir waren schon rechtlichaffen müde geworden. Mein ortskundiger Freund verhielt uns baldige Rast, und wir entdeckten auch nach einer Weile ein kleines, zerfallenes und moosbewachsenes Hüttchen. Einladend wirkte es nun nicht gerade, und so entfuhr es mir: „Wie? Diese alte Bretterbude?“ — „Bretterbude?“ wiederholte mein Freund mit strafendem Blick, „nein, erlaube mir! Das ist ein ehemaliges Eremitenhäuschen. Es knüpft sich sogar eine Legende daran, die ich dir später erzählen



Sankt Hubertus. Von H. Kocher.

werde.“ Und nachdem wir uns genügend ausgeruht hatten, begann er also:

„Ungefähr eine Wegstunde von hier stand früher ein Kloster, darin ein Bruder lebte, der sich gar nicht recht mit den andern vertragen konnte. Immer kamen Reibereien vor, alles nahm Bruder Wolfhart übel — heute würde man ja sagen, er war nervös — kurz, es war für alle eine rechte Geduldsprobe. Eines Tages, als er wieder einmal den schwer Getränkten spielte, setzte er sich im Klostersgarten unter eine Linde, abseits von den andern, und begann über allerlei zu sinnieren. Wie fröhlich seine Jugend gewesen, wie hurtig er herumgesprungen durch Wiese und Feld und Wald. Weitab, bis zu einem alten, ehrwürdigen Klausner, der in einem, vor Menschen verborgenem Hüttchen ein gar frommes Einsiedlerleben führte. Oft und oft hatte er sich Rat bei ihm geholt — wer mit sich selbst im Frieden lebt, bringt ihn auch andern, sagte der Klausner dann, und so war Wolfhart immer getröstet wieder von ihm fortgezogen.

Ein Seufzer kam über des Grübelnden Lippen. Wer das auch könnte, so allein für sich zu leben! Sich zurückziehen von allem, was so quälte! Eiliche Tage wälzte Bruder Wolfhart diese Gedanken im Gemüte herum, bis sie endlich zu einem festen Plane wurden, den er dem Abte unterbreiten ließ. Er dachte nämlich ebenfalls für einige Sommermonate Klausner zu sein. Unweit des Klosters wußte er ein Gebäu, das sich recht wohl dazu eignen würde. Umgeben von ernstern Tannen und Fichten stand es da, fernab von allem Weltgeräusche.

Gerne erteilte ihm der Abt Dispens, und an einem sonnigen Frühlingmorgen zog Bruder Wolfhart freudestrahlend fürbaß, dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen. Seinen „Mosesberg“ nannte er alsbald das trauliche Plätzlein, allwo ihm niemand zu nahe kommen würde. Er gedachte hier wohl der Worte des Herrn: „Ziehe Schranken darum, auf daß keiner herantrete.“ Aber es waren unsichtbare Schranken der Unduldsamkeit und Empfindlichkeit, mit denen er sich abschloß.

Doch anfangs ging alles wunderschön, niemand war da, über den man sich hätte ärgern können. Aber es muß ja nicht immer ein Mensch sein. Es gibt gottlob noch vielerlei Dinge, über die sich ein allzu empfindsames Gemüt erhitzen kann. Zum Beispiel war da das Wasserholen. Von dem Hügel, darauf die Klausen stand, waren eine stattliche Anzahl ausgetretener Stufen hinabzusteigen und noch ein Stücklein Weges bis an den Brunnen zu gehen. Ungeschützt im Sonnenbrand wie im Regen und Sturm. Ja, wenn man sich das Wetter selbst machen könnte! Oftmals murrte der neugebackene Klausner auch, wenn der Klosterbub mit dem Brote zu lange ausblieb. Da steckte sicher nur Boshaftigkeit dahinter!

Der Sommer hatte ein wechselvolles Aussehen diesmal. Kälte und Nässe und Hitze lösten einander ab, und Bruder Wolfhart kam, keuchend unter der schweren Last des Wasserkruges, dessen Inhalt durch strömenden Regen noch um einige Tröpflein vermehrt wurde, zur Klausen emporgestiegen. Der Sturm faßte ihn nicht zu sanft an, und sein Habit hatte das Trocknen nötig. Ach, da seufzte der arme Bruder gar beweglich, und er betete so recht kräftig zum Himmel hinauf, daß er sich seiner Not erbarmen und eine Quelle neben der Klausen hervorprudeln lassen möchte. Und siehe da: eines Morgens weckte ihn munteres Plätschern vom Schlummer, und als er voll ahnender Freude hinauseilte, um Nachschau zu halten, da entdeckte er, daß der felsige Grund an einer Stelle geborsten war und ein klares Wasserlein zu Tale hüpfen ließ. Bruder Wolfharts Freude war groß und aufrichtig sein Dank. Aber leider: vom Wasser allein lebt kein Mensch — wo nur der Bub mit dem Brote so lange blieb? Seit vierundzwanzig Stunden war das letzte Stücklein im Magen verschwunden, und auch das Bohnensäcklein zeigte gähnende Leere. So waren es nicht die menschenfreundlichsten Gedanken, unter denen der Bruder zur Quelle ging, um zu schöpfen. Aber wer beschreibet sein Erstaunen, als er sie nicht mehr vorfand! Gestein und Erde waren so trocken, als habe nie ein Wassertropfen sie benetzt. Und seine Stimmung wurde um nichts besser, als er abermals den beschwerlichen Gang zum Brunnen am Flusse antreten mußte. Wie er aber endlich dort anlangt, da findet er auch dieses Wasser versiegt! Mit allen Mächten hadernnd, erklimmt der Getäuschte

nun wieder die Stufen zur Klausen, und siehe: ein silbernes Wasserlein kommt ihm entgegen. Immer noch mißmutig und kurzatmig vom Steigen hält der Bruder den Krug unter, aber wie er sich auch abmühte, nichts floß hinein, stets machte das Wasser einen Bogen um ihn herum. Und schier lustig wäre es für jemanden zu sehen gewesen dieses nutzlose Beugen und Bücken, bald hier, bald dorthin.

Doch von den vergeblichen Versuchen, das widerspenntige Wasser in seinen Krug zu bekommen, ganz ermattet, glitt Bruder Wolfhart endlich zu Boden, ohne sich gleich wieder erheben zu können. Und da fühlte er plötzlich das Wasser über sich hinwegrieseln. Das wusch ihm die Augen der Seele hell. Er erkannte nun, wie und womit er sich und andern das Leben so schwer gemacht habe, seine Unverträglichkeit und alles und Psalmworte kamen über seine Lippen: „Herr, wasche mich von meiner Ungerechtigkeit, und von meiner Sünde reinige mich!“

Und er hielt sein still und ließ das heilende Wasser sein Werk vollenden . . .

Der Klosterbub, der das Brot brachte, traute seinen Ohren nicht, als ihn statt der erwarteten Schelte sanfte, gütige Worte empfingen. Bruder Wolfhart aber blieb nun nicht mehr lange in der einsamen Klausen, sondern kehrte in die Gemeinschaft des Klosters zurück, allwo er bald ein Vorbild für die andern Brüder geworden sein soll.

Der wunderbare Quell ist noch lange hervorgesprudelt, und die Menschen haben ihm große Heilskraft zugesprochen. Endlich ist auch er versiegt, wie die Klausen zerfallen ist und die Menschen dahingegangen sind . . . wie eben alles Irdische vergeht . . . Heute lehnt an einer schlanken Tanne, vielleicht just an der Stelle, wo Bruder Wolfhart vor Gott am Boden lag, ein Bildstöckel. Und das zeigt den Heiland mit einem liebevollen Herzen, und darunter stehen die Worte: „Ecce adsum!“ Siehe, hier bin ich!

Ich bin immer da, immer und überall und immer auch für dich!“



Der Asters letzter Gruß. (Zum Artikel Seite 214.)

Legende.

Als geboren wurde das Christuskind, da erglänzten die Augen der Mutter Maria, einmal von einem Lächeln und das anderemal von einer Träne. Eine rote Rose erblühte wie Sternensicht, und eine weiße Rose erschloß am jungen Morgen ihren Kelch.

Seitdem haben alle Mütter auf Erden das eine Mal ein Lächeln und das andere Mal eine Träne. Ein Lächeln, das sie schenken dem Kind. Eine Träne, die sie behalten für sich. Eine rote Rose auf den Weg des Kindes. Eine weiße Rose auf der Mutter Weg. Freude und Opfer.

Das Christuskind aber hob die feinen weißen Hände auf — über dem Lächeln und über der Träne. Ueber der weißen Rose und über der roten Rose. Dadurch kann nichts verloren gehen. In allem ist eine Seele; und aus der Seele kommt Erkennen, Sammlung und Harmonie. R.

Herz-Jesu-Gebetsapostolat.

Gebetsmeinung für den Monat November.

Vom Heiligen Vater bestimmt.

Mehr Verständnis für den Glaubenssatz von der Gemeinschaft der Heiligen.

Welch hehres und frohmachendes Geheimnis ist doch die Lehre von der großen, gemeinsamen Gottesfamilie aller Gläubigen! Daß wir Glieder des mystischen Leibes Jesu Christi sind, von seinem Leben und seiner göttlichen Kraft genährt und zur ewigen innigsten Gemeinschaft mit ihm bestimmt. Als Glieder dieser Gottesfamilie sind wir geschwisterlich geeint mit den Scharen der Heiligen und Seligen, die, glücklich am Ziel ihres Erdenwandels, unsere heilkräftigen Fürbitter beim himmlischen Vater sein wollen; ebenso aber auch mit all den Seelen, die im Reinigungsorte schmerzlich noch der ewigen Vereinigung mit Gott harren und denen unsere Fürbitte dazu helfen kann. Mögen wir nach dem Wunsche des Heiligen Vaters in diesem Monat, an dessen Beginn die Kirche das feierliche Gedenken an alle der Erde entrückten Glieder des Gottesreiches gefeiert hat, den Glauben an diese erhebende Gemeinschaft in uns recht lebendig und tatkräftig werden lassen. Und vergessen wir als Mitglieder des Gebetsapostolats dabei auch die verirrtten Kinder dieser Gemeinschaft der Heiligen nicht. S. Weiß, S. J.

Der Astern letzter Gruß.

Mit 1 Abbildung.

Zum Abschiednehmen stehen wir heute vor dir. Noch ein Weilchen, und auch wir müssen von der schönen Erde verschwinden. Laß uns vor dem Scheiden noch ein kleines Wort an dich richten. Durch drei lange Zeiten des Jahres haben wir Blumenkinder einzig und allein dem Streben gelebt, die Menschen zu erfreuen. Millionen unserer Schwestern haben nur deshalb ihre Pracht und Schönheit entfaltet, um dein Auge und Herz zu entzücken und um all deine Sorgen und Bitternisse mit farbenfrohem Leuchten zu umsäumen. Wenn wir heute Rückschau halten, dürfen wir uns das Zeugnis geben, daß wir dich in verschwenderischer Weise beschenkt haben, so daß du jetzt, bei unserm Scheiden, schier unerforschliche Reichtümer dein eigen nennen kannst. An sie knüpft sich unser Wort — unsere Bitte:

„Verzicht auf die Liebe, die wir dir erwiesen haben, all das Schöne und Beglückende, nicht selbstsüchtig in dein Inneres, teile freigebig davon aus. Laß jedes Blümchen, das wir dir geschenkt haben, in einem stillen Liebeswerke wieder zum Vorschein kommen und Auferstehung feiern. Erfreue damit das Heim deiner Lieben, erfreue die armen Kranken und schmüde mit ihnen die Stuben der Einamen. Du willst diese Bitte erfüllen, nicht wahr? Hab' Dank dafür und lebe wohl!“

u. v.

Weihnachtsvorfreude bei unsern Kleinen.

„Warten müssen“ ist eine mißliche Sache, am mißlichsten für lebhaft, zappelige Kinder. Und nun kommt für sie alle wieder solch eine Geduldsprobe; denn wir sind ja bald im Advent. Dazu stellt diese Zeit noch vermehrte Anforderungen an: gutes Benehmen und frömmeres Beten. Begreiflich, wenn manch eines seufzt: „Oh, wenn nur das langweilige Warten schon vorüber, wenn nur Weihnachten schon da wäre!“ Liebe Mutter, ich weiß es, daß auch du etwas bellommen bist in Gedanken, wie es anfangen, den Kindern die Zeit nicht zu lange scheinen zu lassen. Aber freue dich, ich kann dir ein Zaubermittel nennen, das die Qual und Ungebuld in eitel Frohsinn wandelt. Schau hin auf das reizende Adventshäuschen, und du hast den Zauberstab in der Hand, der die vordem so lange Adventszeit wie im Fluge dahinschwinden läßt. Ja, schau dir das liebliche Adventshäuschen an! Was ist es allein damit schon für eine herrliche Sache! Fast geheimnisvoll hängt es da mit seinen 24 wohlverschlossenen Fenstern und dem festverschlossenen Tore. Welcher Jubel, wenn die Kinder Tag für Tag von jetzt bis Weihnachten eines der Fenster öffnen dürfen! Wie schnell enteilt der Tag, dann kommt wieder ein Bild zum Vorschein, steht wieder ein Fensterchen offen. Herz und Sinn und Hände der Kleinen sind in seliger Freude tätig, von Langweile, Verdrießlichkeit, Ungebuld keine Rede mehr. Wie von selbst kommt selige Freude, frohes Erwarten in die Herzen, und damit die beste und schönste Vorbereitung auf die Hauptsache, auf den Kernpunkt des Ganzen, auf die Ankunft des lieben Jesuskinds. Macht deshalb, liebe Eltern, fleißigen Gebrauch von dem hier gebotenen Hilfsmittel, das wie kaum sonst etwas, geeignet ist, eure Adventsaufgabe am Kinderherzen zu erfüllen

E. v. S.

Adventshäuschen.

Nr. 6463. Adventshäuschen. Zu unserem Modell benötigten wir steifen, hellgrauen oder weißen Karton oder



Nr. 6463 a. Mittelbild und einige kleine Bildchen zum Adventshäuschen.

Zeichnpapier in Größe 62x45 cm, worauf wir genau die Zeichnung übertragen und nach der Farbenangabe des Musterbogens bemalen. Ist die Arbeit so weit gediehen, schneiden wir mit scharfem Messer, das wir am Lineal ansetzen, genau die Linien der Läden und des Tores derart ein, daß wir sie öffnen und schließen können, also auf den äußeren Seiten gibt

es nur den Falz zum Umbiegen. Das obere Torrund schneiden wir vorsichtig mit der Schere. Die hübschen Fensterbildchen, es sind deren 24, sowie das Krippenbild für das Tor werden mit schwarzer Tusche auf gutes, weißes Papier gemalt. Einen Rand zum Aufkleben läßt man stehen. Wer es vorzieht, kann die Tuschebildchen auch auf leuchtend gelbes Papier kleben. Läden und Tor werden nun mit Goldsternchen, die ganz billig zu

laufen sind, verschlossen. Man kann die Sternchen auch nur zur Hälfte auf einen der Fensterflügel kleben und die andere Hälfte nach innen stecken, so ist das Fensterchen geschlossen und kann leicht geöffnet werden, ohne daß man das Sternchen beschädigt. An jedem Tag des Advents dürfen nun die Kinder ein Fensterchen öffnen, worauf sich das dahinter befindliche Bildchen zeigt. Will man das Adventshäuschen ganz solid und fest haben, so klebe man das Ganze auf einen dicken Karton in dunkler Farbe, der jedoch nicht, wie das Haus, ausgehöhelt wird, sondern die ganze Fläche von

66x45 cm behalten kann. Es gibt also einen vorstehenden Rand von jeweils 2 cm. Die Seitendächer erhalten nach Angabe Deiner zur Aufhängeleiste.

Weihnachtsarbeiten.

Nr. 6464. Ueberhandtuch mit Blumenkörbchen in Kreuzstickererei. (Passend zum Wandbehang Nr. 6406 in „Monita“ Nr. 36 Wochen-Ausgabe und Nr. 17 Halbmonats-Ausgabe.) Das moderne Ueberhandtuch hat ein sehr leicht zu arbeitendes, zierliches Muster, das in Kreuzstich einfarbig oder beliebig bunt ausgefüllt werden kann. Wenn man keinen Wida- oder Javastoff verwenden will, kann man auch auf Leinen über aufgelegtem Stramin stiden. Das Ueberhandtuch paßt sowohl für das Schlafzimmer wie für die Küche.

Nr. 6465. Modernes, fünfteiliges Waschtischgedeck in Kreuzstickererei. Die sehr beliebten, fünfteiligen Waschtischgedecke fertigt man gerne in Kreuzstich an, besonders wenn man dazu ein Bügelmuster haben kann. Leinen, Baumwollstoff oder Barchent in heller Farbe dient als Grundstoff, Glangarn oder feines Perlarn in beliebiger Farbe als Stiefaden. Entweder einfarbig oder blau und gelb, rot und schwarz usw. Das größte runde Deckchen hat 35 cm im Durchmesser, das zweitgrößte 22 cm im Durchmesser und das kleinste 15 cm im Durchmesser. Das große, ovale ist 12x22 cm, das kleinere 10x13 cm groß.

Nr. 6466. Stola mit modernem Trauben- und Aehrenmuster in Applikationsarbeit oder in leichter Konturenstickererei. Diese Stola ist außerordentlich wirkungsvoll und leicht zu arbeiten. Die Trauben, Blätter und Aehren sind auf den weißen Grundstoff mit goldgelbem Seidenbrokat aufgelegt und mit Japangold und Goldschnürchen eingefast. Das Kreuz ist aus Goldbrokat geschritten und mit Goldschnürchen eingefast. Bei den Strahlen um das Kreuz sind Goldschnürchen verwendet. Die sonstige Stickererei ist mit brauner Seide gearbeitet. Diese wirklich sehr schöne Stola kann auch von weniger geübten Händen leicht gearbeitet werden. — Die Firma Emil Meßner in Neustadt (Oberschlesien) liefert die Stola angefangen, mit Stief- und allem Garnierungsmaterial, einschließlich Goldfranzen und Goldquasten, für 62 Mk. Fertig gestickt und garniert kostet diese Stola 100 Mk.

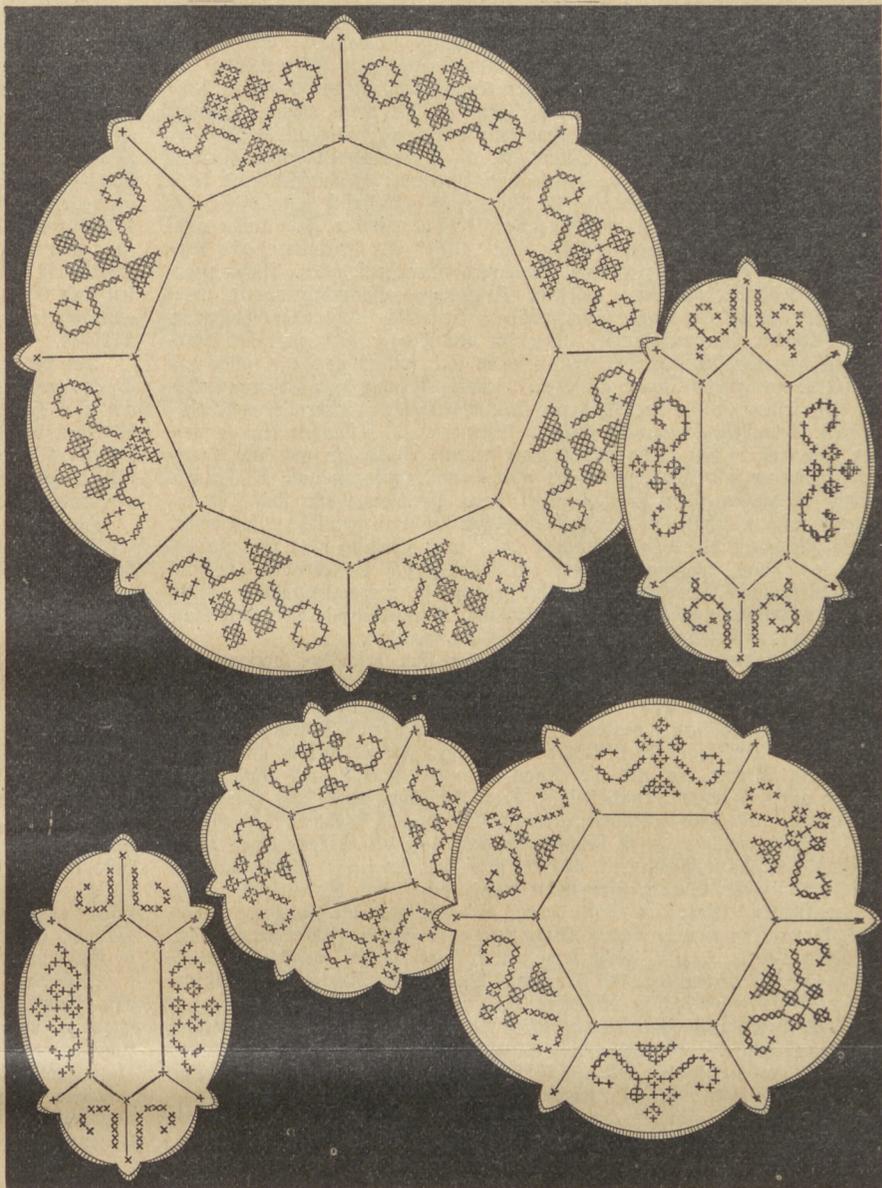
Man kann dieses Muster auch so ausführen, daß es nur in Konturen ausgestochen wird, während die Zeichnung selbst frei bleibt. Die Blätter werden braun abgetrenzt, die Konturen der Trauben und



Aehren mit Goldschnürchen umspannt. Die Striche innerhalb der Stickererei, sowie die im Kreuzballen werden mit gelber Seide in Stiefstich gestickt. Der äußere Rand des Kreuzes wird in brauner Seide vollgestickt und mit einem Goldschnürchen beiderseitig umrandet. Der Strahlenkranz um das Kreuz ist ebenfalls mittels Schnürchen aufgenäht.



Nr. 6464. Ueberhandtuch mit Blumentörbchen in Kreuzstichstickerei. (Passend zum Wandbehang Nr. 6406 in „Monita“ Nr. 36 Wochen-Ausgabe und Nr. 17 Halbmonats-Ausgabe.)
Das naturgroße Biegelmuster zu diesem Ueberhandtuch ist zu beziehen durch den Musterverband Cl. Traub in Wunderlingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinsendung von 45 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.



Nr. 6465. Modernes, fünfteiliges Waschtischgedeck in Kreuzstichstickerei.
Die naturgroßen Biegelmuster zu dieser Waschtischgarnitur sind zu beziehen durch den Musterverband Cl. Traub in Wunderlingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinsendung von 75 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.



Nr. 6466. Stola mit modernem Trauben- und Wehrenmuster in Applikationsarbeit oder in leichter Konturenstickerei.
Das naturgroße Biegelmuster zu dieser Stola (2 Teile) ist zu beziehen durch das Dominikanerinnenloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung von 95 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto des Dominikanerinnenlosters, Nr. 13358 in München.

Will man diese Stola billiger herstellen, so arbeitet man mit Hochglanzstidgarn statt mit Goldschnürchen und Seide, und zwar werden die Konturen mit buntem Stielstich umrandet. Die Blätter alsdann in Grün, die Trauben in Violett, die Wehren in Gelb, die Striche in Grau. Die Strahlen innerhalb und um das Kreuz in gelber Seide, der Rand des Kreuzes haltens in gelbem Schnurenstich. Als Grundstoff dient alsdann gute Halbseide anstatt reiner Seide, die Stola stellt sich so bedeutend billiger. Auch für diese Art der Ausführung liefert die Firma Emil Mezner in Neustadt (Oberschlesien) dazu passendes Material und die ausgezeichnete oder auch fertige Arbeit zu billigsten Preisen.

für die Hausapotheke.

- 1. Schlaflosigkeit.** Ein gutes Mittel gegen Schlaflosigkeit ist Tee von Frauenmantel mit Schlüsselblumen gemischt. Auch folgender Tee ist sehr gut: 4 Teile Goldrute und 1 Teil Wacholderbeeren oder Tausendguldenkraut. Von diesem Tee trinke man vor dem Schlafengehen eine halbe Tasse voll. Kommt die Schlaflosigkeit von Gasen her, die vom Magen herrühren, dann ist es ratsam, das Abendessen früh einzunehmen, etwa 2 Stunden vor dem Schlafengehen.
- 2. Herzklopfen.** Das Herzklopfen läßt sich in den meisten Fällen beseitigen oder doch lindern durch ein in kaltes Essigwasser getauchtes Tüchlein, das man auf das Herz legt. Dieses Tüchlein kann man auch in Lehmwasser tauchen, was auch sehr gut wirkt. Topfentäse als Pflaster aufgelegt, hat dieselbe Wirkung. Als Tee sind folgende zu empfehlen: 1. Tormentill-Tee beruhigt, bewirkt regelmäßige Blutzirkulation. 2. Minzente oder -pulver im Wasser oder in Speifen (Pfeffer- und Wasserminze). Sehr zu empfehlen allen durch Krankheit sehr Geschwächten, die bei jeder Kleinigkeit Herzklopfen bekommen, viel an Uebelkeit und häufigem Erbrechen leiden. 3. Rauten-Tee. 4. Baldrian- mit Beremut- oder Ehrenpreis-Tee überhaupt für ängstliche und tiefsinnige Personen und bei Schwindelanfällen und Blutandrang. 5. Kalmus wirkt bei Herzklopfen, Herzzittern beruhigend. Auch Kalmusgeist.
- 3. Nässende Flechte.** Die nässende Flechte (Eczem) ist eine nässende, juckende Hautentzündung mit Knötchen und Bläschen, die in allen Lebensaltern, namentlich viel bei Kindern auftritt, bei letzteren hauptsächlich im Gesicht und am Kopfe. Diesen, jeder Mutter bekannten nässenden Ausschlag mit häßlichen Vorkenbildungen suchte man früher vorwiegend mit Salben möglichst rasch zu heilen. Die nässende Flechte, speziell auch der Kinder, beruht zunächst auf einer Blutvergiftung durch unzureichende Ernährung. Bei Kindern ist in solchem Falle die Milch auszusehen, dafür Schleimdiät, Gemüse und Obst zu verabreichen, für Erwachsene absolut vegetarische Kost längere Zeit am Platze. Dertlich dienen mit Vorteil Lehmauflagen, zwei- bis dreimal täglich auf die tranken Hautstellen. Reiner Lehm wird mit kaltem Zinnkraut- oder Eichenrindenabsud zu einem Brei

geführt, auf Leinwand gestrichen und auf die franke Haut gelegt, 1 bis 1½ Stunden; hierauf mit Kamillentee sorgfältig abwaschen. Bei Borsten auf dem Kopf, meist bei Kindern, abends Delfappe zur Erweichung der Krusten; am Morgen mit Seifenwasser reinigen; untertags 1—2mal Umschläge von Heublumen- oder Kamillenabsud auf den Kopf, warm 1 Stunde. Zur Allgemeinbehandlung: morgens Ganzwaschung; wöchentlich 2 Halbbäder (14 Grad Celsius, 10 Sekunden), 1—2 Heublumen- oder Fichtennadelbäder, abends Fußbad, 1—2mal Lehm- oder Heublumenhemd (eine Stunde). Täglich Luftbad 10—15 Minuten. — Ähnlich gestaltet sich die Behandlung der trockenen Schuppenflechte und der Furunkulose. Bei letzterer dienen zur Entwicklung der „Reife“ der Furunkel heiße Umschläge von Foenum graecum, Leinsamen oder Heublumen. Außer vegetarischer Kost auf den Darm ableiten. Kneipp'schen Blutreinigungstee, morgens und abends eine Tasse. Sonnenbäder. Gründliche allgemeine Wasserkur.

4. Mutter Magenatarrh. Wer sich den Magen verdorben hat durch Diätfehler oder sich den Magen überladen hat, soll einige Tage fasten und hungern, nur etwas Suppe genießen. Besteht Neigung zum Erbrechen oder zu Uebelkeiten, so ist das Schlucken kleiner Eisstückchen oder kleiner Quantitäten Eiswasser hinreichend, diese zu beseitigen. Bei Magenervenschmerzen und Koliken im Leibe macht man warme Umschläge auf den Unterleib, entweder mit Heublumenabsud oder Kamillenaufguss; auch Wasser mit etwas Essigzuzug oder Leinsamenbrei bezw. Heublumenfäde sind sehr angenehm und leisten selbst bei stürmischen Erscheinungen sehr gute Dienste. Sind Fieberzustände wahrzunehmen, darf man stündlich oder zweistündlich eine kalte Ganzwaschung nehmen. Gleichzeitig sich einstellender Durchfall oder Verstopfung werden durch eine ausgiebige Darmauspülung mittels Wasserirrigationen beseitigt. Melissenspiritus, Karmelitergeist oder Wermutropfen wirken bei den Uebelkeiten oft recht angenehm.

5. Schwacher Magen. Wacholderbeeren sind besonders geeignet für Leute mit schwachem Magen; diesen empfiehlt Pfarrer Kneipp, eine kleine, erprobte Kur zu machen; die Beeren werden nüchtern genommen; den ersten Tag mit 4 Beeren beginnen, den zweiten Tag mit 5 Beeren fortfahren, den dritten Tag sollen sie 6, den vierten Tag 7 Beeren kauen, und so mit Tag und Beeren bis auf 12 Tage und 15 Beeren auf- und dann wieder auf 5 Beeren heruntersteigen, beim Absteigen jeden Tag eine Beere auslassend. Sie sind gasausleitend und den Magen stärkend.

6. Sicht. Schon oft ist bemerkt worden, daß die Sellerie einen guten Einfluß auf die Sichtkrankheit ausübt und die harnlosen Salze auflösen hilft. Um eine Sellerie-Kur zu machen, kochte man täglich zwei große Sellerieknollen, trinke den Saft davon und esse auch die Früchte. Schon nach kurzer Kur war in vielen Fällen Erfolg zu spüren. Man kennt solche, in denen Leute, die von Sicht krumm und lahm waren, vollständig durch Selleriegenuß wiederhergestellt wurden. Das Mittel hat noch das Gute, daß es billig und leicht zu beschaffen ist.

7. Katarrh und Halsleiden. Bei Katarrhen, Heiserkeit und sonstiger Halsentzündung tut oft folgendes einfache Hausmittel die besten Dienste: Man gibt einen Eidotter mit einem Eßlöffel voll gestoßenen Zucker in eine Porzellantasse und rührt dies zusammen ganz schaumig, tut dann nach und nach, tropfenweise, unter fortwährendem Rühren einen Eßlöffel voll feinstes, geruchloses Olivenöl (Salatöl) daran. Es entsteht dadurch eine Art Creme, die von Erwachsenen, wie auch von Kindern gerne genossen wird und die Kehle geschmeidig macht. — Wir wurde das Mittel von einer Krankenschwester angeraten, die es ihren Patienten mit Vorliebe auch in den schweren Tagen nach Kropfoperationen gegeben hat, weil da im Hals große Trockenheit, verbunden mit Schlingbeschwerden auftritt.

8. Brandwunden. Zur schnellen Hilfe bei Verbrennungen, Verbrühungen, Verletzungen aller Art bietet die in steriler, sofort gebrauchsfertiger Packung hergestellte Vasenol-Wund- und Brand-Binde ein vorzügliches Des- und Wundreinigungsmittel, das von vielen Ärzten in hervorragender Weise anerkannt wird. Die Vasenol-Wund- und Brandbinde läßt sich ohne weiteres verwenden, zeichnet sich durch große Geschmeidigkeit und Weichheit, absolute Reizlosigkeit, sowie unbegrenzte Haltbarkeit aus und besitzt kühlende, austrocknende und desinfizierende Eigenschaften. Die Vasenol-Wund- und Brandbinde sollte in keinem Haushalt fehlen; in den Verbandkästen maschineller Betriebe, Werkstätten, bei der Eisenbahn, Feuerwehr, im Rettungswesen, überall da, wo die Möglichkeit zu Verletzungen besteht, ist sie unentbehrlich. Als erste Hilfeleistung werden die verletzten, verbrannten, verbrühten und wunden Hautstellen ohne weiteres mit der Vasenol-Wund- und Brandbinde umhüllt oder mit einem entsprechend großen Stück Vasenol-Wund- und Brandbinde bedeckt. Zum Schutze der Vasenol-Wund- und Brandbinde empfiehlt es sich, einen losen Verband anzulegen. Ist die Vasenol-Wund- und Brandbinde vom Wundsekret durchtränkt, so muß sie erneuert werden, was sich leicht und schmerzlos ausführen läßt, da die Vasenol-Wund- und Brandbinde nicht mit dem Wundsekret verbackt. Die Vasenol-Wund- und Brandbinde bewährt sich ferner bestens als Impf- und Nabelverband, bei offenen Frostbeulen, sowie Verletzungen aller Art.

Ein Erbe, das uns teuer sein muß.

Der Dezember naht und mit ihm das hehre Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariä. Seit mehr denn dreißig Jahren tritt uns zu dieser Zeit in den Spalten der „Monika“ die Bitte vor Augen: „**Wer hilft Maria verehren?**“

Und kaum ist diese Frage kundgegeben, so beginnt es sich in Ost und West, in Nord und Süd zu regen, und jede Post bringt in stets wachsender Zahl die Namen und Anfragen derer, die teilhaben wollen am schönen Streben, das sich um die Bitte rankt.

Auch in diesem Jahre wird dem so sein; denn wo die Sache der himmlischen Mutter in Frage kommt, da will keine Mutter auf Erden zurückstehen, da wollen sie mitun.

Um den Neudazugekommenen jede Frage um nähere Erklärung zu ersparen, möge diese in kurzen Zügen hier folgen:

Die Andacht, zu welcher aufgerufen wird, bezweckt eine besondere Verehrung der lieben Gottesmutter in ihrer hohen Würde als unbefleckt Empfangene. Der Urheber der Andacht ist vom Gebanen ausgegangen, die Himmelstönigin, die wir im Mai in ihrer ganzen Herrlichkeit feiern, während des Dezembermonats im besondern in dem Borzuge zu verehren, der ihr von Gott vor allen andern Menschen verliehen worden ist und der zugleich das Fundament ihrer ganzen spätern Heiligkeit und Größe gewesen ist. Grundlegend für die Andacht ist das kirchlich approbierte Gebetbuch „Das Geheimnis der göttlichen Liebe“ von P. Daniel Bassano.

Der heilige Johannes, der große Lehrer auf Patmos, hat die Mutter Gottes geschaut „mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen, auf dem Haupte eine Krone mit zwölf Sternen“. Diese Sterne versinnbildlichen die Tugenden, die sie auf Erden geübt hat und in deren Glanze sie jetzt im Himmel so herrlich erstrahlt. Ihr gerade darin nachzuahmen und diese Tugenden zu den unsrigen zu machen, sei allezeit, aber besonders während des Monats Dezember, unser eifriges Bestreben.

Sierzu als Richtlinie folgender praktischer Vorschlag:

Vor Beginn des Dezembers vereinigen sich je zwölf fromme Verehrer der Mutter Gottes und zwölf, mit je einer der Tugenden beschriebenen Zettel unter sich aus. Diese Tugend soll von der betreffenden Person während des ganzen Monats treu geübt werden. Dabei betet jede Teilnehmerin täglich drei Ave Maria mit einem kleinen Zusätze sowie drei Vaterunser und „Ehre sei dem Vater“. Am 8. Dezember empfangen alle Teilnehmer die heilige Kommunion. Jede sich beteiligende Person erhält ein Heftchen, in dem sie die nötige Anleitung und die Gebete findet. Es mögen sich, wenn möglich, immer zwölf Teilnehmer zusammen die Heftchen bestellen, das heißt, jede Monikaleserin, die sich an der Andacht zu beteiligen wünscht, wirbt noch elf Mitglieder und bestellt zwölf Heftchen, die sie dann unter sie austeilte. Wer keine Teilnehmer findet, kann die Andacht allein machen und bestellt nur ein Heftchen und einen Loszettel. Jedes Heftchen und jeder Loszettel kostet je 12 Pfennig, das Porto für die Sendung im Inland 15, im Ausland 20 Pfennig. Anmeldung sowie Betrag für die Heftchen wolle man an das Dominikanerinnenkloster in Bad Wörishofen (Bayern), Postfachkonto München Nr. 13358, richten. Der Versand erfolgt sofort nach Bestellung. Der kleine Betrag kann entweder in Briefmarken geschickt werden oder auf das Postfachkonto des Klosters.

Diejenige, die diese Andacht in Fluß brachte, war eine der Unrigen: eine Monikalesee, eine Monikaleserin und treue Mitarbeiterin. Sie ist nun schon in die ewige Heimat hinübergegangen, wo ihr gewiß reicher Lohn zuteil geworden ist für ihr ideales Streben. Wir aber wollen das uns hinterlegte Erbe hochhalten und wollen den Monat Dezember treuer denn je dieser schönen Übung weihen. Die Himmelsmutter, dessen dürfen wir versichert sein, wird mit Segen, Gnade und Hilfe unsere reiche Berglesterin sein.

Bms.

Was viele nicht wissen.

Wildlederhandschuhe, wie überhaupt alle aus diesem Leder hergestellten Gebrauchsgegenstände, können bei richtiger Behandlung auch nach wiederholtem Waschen vollständig weich und geschmeidig bleiben. Ich betone aber das Wort „richtige“ Behandlung; denn daran fehlt es meistens. Ich bereite mir zu diesem Zwecke eine lauwarme Lösung aus Seifenfloden, lege aber die Handschuhe nicht in diese Brühe, sondern ziehe sie an und tue nun, als wäse ich meine Hände. Das muß langsam und sorgfältig geschehen und muß so lange dauern, bis sich aller Schmutz abgelöst hat. Wenn dem so ist, spüle ich mit lauwarmem Wasser nach und reibe sanft mit einem reinen Tuch die Masse aus. Sodann, und das ist eine Hauptsache, seife ich die Handschuhe nochmals ein, streife sie von den Händen, ziehe sie in die richtige Form, und lege sie zum Trocknen auf ein reines Tuch, aber nicht in die Sonne und nicht an den heißen Ofen. Es ist überraschend, wie weich und zartglänzend sie aus dieser Wäsche hervorgehen. Der noch etwa anhaftende Seifengeruch verliert sich ganz rasch in der frischen Luft.

Die bekannten Beutel aus Wildleder, ebenso Gürtel und dergl. lassen sich auf diese Weise ebenso auf „neu“ waschen. Diese Dinge drückt man so lange in der Seifenlösung, bis sie sauber sind, spült lau nach, breitet sie dann auf einem reinen Tuche aus, wischt die Masse aus, seift nochmals ein und läßt sie wie die Handschuhe liegend im Schatten oder warmen Zimmers trocknen. Beim letzten Einseifen braucht man die Seife nicht ins Wasser zu tauchen, es genügt, wenn sie in trockenem Zustande über die feuchten Stücke gerieben wird, auch soll dabei jeder Druck vermieden werden.

Bsms.

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteil.

Vierteljahrespreis der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassanum in Donauwörth (Bayern). Postfachkonto: München 232, Saarbrücken 4097. Postparlamentkonto: Prag 592 21. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Uer in Wien I, Singerstraße 7, Postparlamentkonto Wien 592 21, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Uer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postfachbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: Christina Straßner in Donauwörth; Direktor der Katholischen Schulorganisation i. B. Johann Zinkl, München, Kaulbachstraße 20/1. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter für Oesterreich: P. Zorill Fischer, Wien I, Franziskanerplatz 4.